

Sebastian Brather
Ethnische Interpretationen
in der frühgeschichtlichen Archäologie

Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde

Herausgegeben von
Heinrich Beck, Dieter Geuenich,
Heiko Steuer

Band 42



Walter de Gruyter · Berlin · New York

Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie

Geschichte, Grundlagen und Alternativen

von Sebastian Brather



Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-018040-5

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Copyright 2004 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Einbandentwurf: Christopher Schneider, Berlin

Vorwort

Inwieweit „ethnische Interpretationen“ eine zentrale und weiterführende Fragestellung der frühgeschichtlichen Archäologie darstellen, ist eine offene und seit langem umstrittene Frage. Ausgangspunkt waren romantische, volksgeschichtliche und später national(istisch)e Konzepte, während im Zuge einer contextual archaeology gegenwärtig symbolische Bedeutungen und Identitäten eigens thematisiert werden. Eine systematische zusammenfassende Analyse wesentlicher Aspekte „ethnischer Interpretation“ – Geschichte der Fragestellung, zugrundeliegende Begriffe und Klassifikationen, ethnische Gruppen und ethnographische Beschreibung, Identitäten und „die Anderen“, alternative Perspektiven – sollte der nüchternen methodischen Reflexion innerhalb wie außerhalb der Archäologie nutzen. Daß diese Untersuchung in der Reihe der Ergänzungsbände zum Reallexikon der germanischen Altertumskunde erscheint und damit den einschlägigen Stichworten unmittelbar an die Seite gestellt wird, ist den Herausgebern, insbesondere Heiko Steuer, zu danken.

Die vorliegende Studie entstand im Rahmen des Teilprojektes C4 „Ethnische Einheiten im frühgeschichtlichen Europa. Archäologische Forschung und ihre politische Instrumentalisierung“ des Freiburger Sonderforschungsbereichs 541 „Identitäten und Alteritäten. Die Funktion von Alterität für die Konstitution und Konstruktion von Identität“. Heiko Steuer verdanke ich die Möglichkeit, in diesem Projekt mitarbeiten zu können. Für die eingehende Untersuchung einer Fragestellung, die in starkem Maße von Konzepten und Methoden der Geschichtswissenschaft, Ethnologie und Soziologie abhängt, war die Bündelung verschiedener Projekte und Disziplinen im Sonderforschungsbereich von besonderem Wert. Ohne den Austausch mit vielen interessierten Kollegen anderer Disziplinen wäre die Arbeit so nicht möglich gewesen. Die Studie lag im Wintersemester 2001/02 der Philosophischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg als Habilitationsschrift vor.

Fragen „ethnischer Interpretation“ und ihre methodischen Probleme begnügten mir bereits bei meinen Studien zum hochmittelalterlichen Landesausbau und zur frühmittelalterlichen Keramik im östlichen Mitteleuropa. Die ersten Anregungen, darüber genauer nachzudenken, gehen auf Heinz Grünert zurück, der in seinen Berliner Lehrveranstaltungen die archäologische Unterscheidung von Germanen und Kelten sowie die damit verbunde-

nen methodischen Probleme thematisierte. Mit dem Abschluß meiner Dissertation über „Feldberger Keramik und frühe Slawen“ meinte ich, „ethnische Interpretationen“ in der Archäologie zukünftig beiseite lassen zu können. Doch mit dem Wechsel von Berlin nach Freiburg holte mich dieses „Paradigma“ wieder ein, nachdem es mir bereits 1996/97 während des Reisestipendiums des Deutschen Archäologischen Instituts in verschiedenen Ländern plastisch vor Augen geführt worden war.

Die aufgeschlossene, diskussionsfreudige Atmosphäre am Freiburger Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters hat wesentlich zum Zustandekommen der vorliegenden Arbeit beigetragen. Ich danke meinen SFB-Kollegen am Institut für Ur- und Frühgeschichte und Archäologie des Mittelalters – Hubert Fehr, Dietrich Hakelberg, Michaela Jansen, Wolfgang Pape, Philipp v. Rummel und Heiko Steuer – für zahlreiche Diskussionen und Anregungen. Für die kritische Lektüre wesentlicher Teile des Manuskripts danke ich Cornelia Böhnstedt, Hans-Stephan Brather, Johanna Brather, Brigitte Lohrke und Heiko Steuer. Ebenso bin ich den drei Freiburger Referenten – Heiko Steuer, Hans-Joachim Gehrke und Thomas Zotz – und ihrer Kritik dankbar verpflichtet.

Frankfurt/M., im Juli 2003

Sebastian Brather

Inhalt

Vorwort	v
I. Fragestellung: „ethnische Interpretation“ und „ethnische Identität“ ..	1
II. Geschichte: ethnische Interpretationen im nationalen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts	11
III. Begriffe: zentrale Klassifikationen im 19. und 20. Jahrhundert	29
1. Das „Volk“	32
a) Vom „gemeinen Volk“ zur „Nation“	33
b) Vom „Volk“ zum „Ethnos“	47
2. Die „Kultur“	52
a) „Kultur“ und „Gesellschaft“	52
b) „Kultur“ in Ethnologie und Prähistorie	59
c) Gegenwärtige Konzepte der „archäologischen Kultur“	70
3. Die „Rasse“	77
a) Von der „Rasse“ zum „Volk“	77
b) Von der Rassenklassifikation zur Populationsgeschichte	85
4. Die „Sprache“	89
a) „Sprache“ und „Nation“	89
b) Sprachgrenzen und Sprachverwandtschaft	92
IV. Identitäten: soziale und ethnische Gruppen	97
5. Kollektive Identitäten als soziale Konstrukte	97
6. Ethnische Identitäten und kulturelles Gedächtnis	104
7. Barbaren in der antiken Ethnographie: Kelten, Germanen und Slaven	117
8. Ethnische Identitäten im frühen Mittelalter: germanische „Reichsbildungen“	139

V. Traditionelle Ansätze: ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie	159
9. Ausgangspunkt: regionale Abgrenzungen und Siedlungsgebiete ...	162
a) Sprachliche Großgruppen: Sprachfamilien	164
Kelten: Hallstatt- und Latène-Kultur	166
Germanen: Jastorf-Kultur	174
Slawen: Prag-Korčak- und Sukow-Dziedzice-Kultur	184
Exkurs: die Basken	189
b) Ethnische Gruppen: „Stämme“ und „Stammesverbände“	192
Franken und Alemannen im Merowingerreich	192
Goten und benachbarte „Völker“ in Osteuropa	197
Nordwestslawen zwischen Elbe und Oder	201
10. Kulturelle Kontinuitäten und ethnische Kontinuitäten	205
a) Kelten: Hallstatt- und Latène-Kultur	206
b) Germanen: Jastorf-Kultur	210
c) Slawen: kaiserzeitliche Kulturen Ost(mittel)europas	213
d) Vergleich	217
11. Ethnogeneseprozesse	218
a) Sprachliche Großgruppen: Kelten, Germanen und Slawen	220
b) Ethnogenesen im engeren Sinne	228
Goten	228
Alemannen	231
Nordwestslawen: Wilzen, Abodriten und Heveller	236
12. Wanderungsbewegungen und „Expansionen“	239
a) Sprachliche Großgruppen	240
Die „Expansion“ der Kelten	240
Die „Westwanderung“ der Slawen	249
b) Kleingruppen: Heeresverbände, Gefolgschaften	255
Die Wanderung der Goten	255
Die Wanderung der Angeln, Jüten und Sachsen nach England und ihre „Landnahme“	268
13. Fremde, „Minderheiten“ und ethnisch heterogene Bevölkerungen	276
a) Einzelne Individuen und kleine Gruppen	277
Die „gemischte“ Bevölkerung des Seehandelsplatzes Haithabu	277
Waräger in Rußland	279
Frauen fremder Herkunft im Merowingerreich?	283
„Vertriebener“ alemannischer Adel?	287

b) Größere „Minderheiten“: vor der „Akkulturation“	290
„Koexistenz“ I: „Romanen“ und „Germanen“ im frühen Mittelalter	290
„Koexistenz“ II: Slawen und Deutsche im Rahmen der hoch- mittelalterlichen Ostsiedlung	301
14. Methodische Varianten der ethnischen Zuweisung	304
a) „Komplexe“ archäologische Kulturen	304
b) Kombinationen mehrerer kultureller Merkmale bzw. „Traditionen“	306
c) Einzelobjekte und -merkmale	308
15. Zwischenstand: methodische Probleme und Grenzen „ethnischer Interpretationen“	318
VI. Strukturelle Alternativen: kultur-, wirtschafts- und sozial- geschichtliche Interpretationen	323
16. Charakter und Aussagekraft archäologischer Quellen	323
a) Fragestellung: ethnische Identitäten in der Archäologie?	326
b) Quellenkritik und Klassifikation	328
c) Historische Interpretation	333
Strukturen von Gesellschaften	335
Strukturelle Zugänge der Archäologie	340
17. Archäologische Quellen und strukturgeschichtliche Interpretation	354
a) Archäologie als Kulturgeschichte	358
Typologie und Stil	359
Vorstellungswelten	369
Kleidung und Erscheinungsbild	390
„Akkulturation“	412
Essen und Trinken	428
b) Archäologie als Wirtschaftsgeschichte	431
Umwelt	432
Landwirtschaft	434
Handwerk und Technologie	439
Austausch	451
Siedlungsformen	462
c) Archäologie als Sozialgeschichte	471
Siedlungen	472
Gräber: horizontale Abgrenzungen	481

Gräber: „diagonale“ Gliederungen	494
„Gender“ als „vertikale“ Abgrenzung	505
Demographie	510
d) Möglichkeiten und Grenzen struktureller Interpretationen	513
18. „Ethnische Deutung“ oder strukturgeschichtliche Erklärung?	517
a) Kulturraum oder „Stammesgebiet“?	526
b) Kulturelle oder ethnische Kontinuität?	537
c) Kulturwandel oder Ethnogenese?	544
d) Wanderungen oder Austauschbeziehungen?	551
e) Fremde oder Fremdgüter?	559
f) Grundsätzliche Abwägung	565
19. Identitäten und Sachkultur: Symbole im archäologischen Befund?	567
a) Symbole ethnischer Identität	569
b) Symbole sozialer Identitäten	570
VII. Ausblick: ethnische Identitäten in der prähistorischen Archäologie?	579
20. Besonderheiten der Urgeschichte	579
a) „Archäologische Kulturen“ und prähistorische Gesellschaften .	579
b) Historischer oder kulturanthropologischer Ansatz?	592
21. Die Verbindung von Sachkultur und Sprache	593
a) Die „Indogermanen“	593
b) Kelten, Germanen und Slawen und weitere Sprachgruppen	601
22. Physische Anthropologie und Archäologie	604
a) Verwandtschaftsanalysen innerhalb von Gräberfeldern	604
b) Populationsgenetik: Großgruppen im Vergleich	610
VIII. Zusammenfassung: ethnische Interpretationen in der früh- geschichtlichen Archäologie	615
Literaturverzeichnis	633
Register	781
1. Personenregister	781
2. Ortsregister	785
3. Sachregister	791
4. Quellenindex	804

I. Fragestellung: „ethnische Interpretation“ und „ethnische Identität“

Ethnische Interpretationen, d. h. die Identifizierung archäologischen Fundmaterials mit – unter Umständen historisch überlieferten – „Stämmen“ oder „Stammesverbänden“, haben in der prähistorischen Forschung eine lange Tradition. Entsprechende Bemühungen sind älter als die wissenschaftliche Ur- und Frühgeschichtsforschung, denn man fragte sich nicht erst seit der Anerkennung der Bodenfunde als Zeugnisse menschlicher Existenz im 18. Jahrhundert, welchem alten „Volk“ diese Sachüberreste zu verdanken seien. Bereits im 16. Jahrhundert bemühten sich humanistische Gelehrte, aufgedeckte Gräber mit „antiken Völkern“ in Verbindung zu bringen. Bestrebungen, die Hinterlassenschaften aus längst vergangenen, „vorgeschichtlichen“ Zeiten den direkten Vorfahren der heutigen Bevölkerungen zuzuschreiben, speisten sich dann aus dem „nationalen Geist“ des 19. Jahrhunderts.¹ Im Zuge der Herausbildung bzw. Verfestigung moderner Nationen und Nationalstaaten entdeckten die Deutschen die Germanen wieder, die Franzosen die Kelten und „Gallorömer“, während Tschechen, Slovaken, Polen, Slovenen als „kleine Völker“ nach eigener Identität strebten und mancher zeitweise eine „pan-slawische Gemeinschaft“ wiederbegründen wollte. Die Relevanz und Emphase ethnischer Fragestellungen in der archäologischen Forschung lag offenbar weniger im primär wissenschaftlichen Interesse, sondern in den zeitgenössischen Vorstellungswelten und der damit verbundenen politischen „Instrumentalisierbarkeit“ entsprechender Aussagen. Die Identifizierung früher Völker im archäologischen Material hat zur Konstruktion nationaler Identitäten der modernen Welt beigetragen.

Seit dem späten 19. Jahrhundert, dem „imperialen Zeitalter“, benutzte man tatsächliche oder vermeintliche ethnische Kontinuitäten, um aktuelle politische Gebietsansprüche zu begründen.² Hier lieferte insbesondere die deutsche Prähistorie einiges an scheinbar schlagkräftigen Argumenten, auch für

¹ Hakelberg 2003.

² Eggers 1986, 199–254.

die Postulierung eines jahrhundertelangen deutschen „Drangs nach Osten“ und für das daraus abgeleitete „Recht“ auf polnischen Boden.³ Geradezu abstrus und politisch verantwortungslos mutet heute der erbittert geführte Streit zwischen den Archäologen Józef Kostrzewski (1885–1969) und Bolko von Richthofen (1899–1983) an, ob denn Ostdeutschland tatsächlich zur „Urheimat der Polen“ gehört habe oder Oberschlesien und Posen „urpolnisches“ oder nicht vielmehr „urgermanisches Land“ seien.⁴ Den Boden für einen derartigen Mißbrauch der prähistorischen Archäologie hatte vor allem Gustaf Kossinna (1858–1931) bereitet, indem er die „deutsche Vorgeschichte“ zu einer „hervorragend nationalen Wissenschaft“ erklärte;⁵ dies bedeutete zugleich den Wandel von einer kulturhistorisch zu einer „völkisch“ ausgerichteten Archäologie.⁶ Es war dann im Deutschland der 1930er Jahre ein leichtes, dieses Vorgehen bis zur Perversion weiter zu treiben. Die deutsche Entwicklung von Kossinna bis zum Zweiten Weltkrieg ist dennoch nur die Spitze eines gesamteuropäischen Eisbergs.

Zu den dominierenden, wenngleich häufig nur latent vorhandenen nationalen Motiven „ethnischer Deutungen“ kam wohl auch das Gefühl der Minderwertigkeit gegenüber der historischen Wissenschaft im engeren Sinne, die nur wenig von den in der Erde wühlenden „Spatenforschern“ und deren romantischen Vorstellungen hielt. Was konnten die über die Geschichte von Staaten und Völkern schon aussagen? So soll der Althistoriker Theodor Mommsen (1817–1903) wohl in einem ironischen Seitenhieb – wenngleich nicht verlässlich verbürgt – bemerkt haben, die Prähistorie sei so etwas wie eine „Wissenschaft der Analphabeten“.⁷ Sie stelle lediglich „ein Arbeitsgebiet für Landpastoren und pensionierte Offiziere“ dar.⁸ Verbreitet waren darüber hinaus ähnlich geringschätzige Bezeichnungen wie „Pastoren-Archäologie“⁹ und „Wissenschaft des nicht Wissenswerten“.¹⁰ Diese Einschätzung dürfte für einen Großteil des 19. Jahrhunderts durchaus zutreffend haben, hält man sich die verbreitete „antiquarische Geisteshaltung mit ihrer Vorliebe für Klassifi-

³ Wippermann 1981.

⁴ Klejn 1974, 29 f.

⁵ Kossinna 1914; vgl. Brather 2001c.

⁶ Veit 1989.

⁷ Seger 1911, 58.

⁸ Wahle 1934, 572. Seger und Wahle polemisierten mit dieser Mommsen-Äußerung gegen die Geringschätzung ihrer eigenen Disziplin. Auch wenn es erfunden wäre, beschrieb dieses Zitat die Situation durchaus treffend.

⁹ Ranke 1901, 72.

¹⁰ Schneider 1911, 121.

kationen und belanglose Einzelheiten“ vor Augen.¹¹ Zugleich ist damit die „bildungsbürgerliche“ Stimmung des ausgehenden 19. Jahrhunderts beschrieben. Deshalb suchten viele Vertreter der Prähistorie ihr Heil in der ethnischen Interpretation als – aus heutiger Sicht vermeintlich – zentraler historischer Aussage.¹²

Bis heute haben „ethnische Deutungen“ in der prähistorischen Forschung nicht gänzlich an Popularität verloren, ist ein Paradigmenwechsel im Sinne Thomas Kuhns¹³ ausgeblieben und werden traditionelle Forschungsprogramme weiterhin verfolgt.¹⁴ Dies ist aus der Geschichte dieser Forschung, d. h. ihrer Einbindung in den nationalen Diskurs, leicht erklärlich und schlägt sich in einer Reihe von Formulierungen nieder: „Die Wanderung der Goten“, „die Urheimat der Slawen“, „die keltische Latène-Kultur“, „die alemannische Landnahme“, „die langobardischen Schatzfunde“ sind bis heute feste Begriffe in der archäologischen Literatur. An ihnen wird zugleich deutlich, daß die „ethnische Interpretation“ vielfältig ausfällt und daher so etwas wie eine allgemeine Chiffre darstellt. Neben ethnischen Gruppen geraten andere „Ansammlungen“ wie Sprachgruppen oder soziale Gruppierungen in das Zentrum des Interesses, so daß außerdem Sprache und verschiedene Identitäten der Zeitgenossen thematisiert sind.¹⁵

Es ist aber methodologisch zu fragen, ob sich subjektive (ethnische) Identitäten überhaupt aus dem Sachgut erschließen lassen¹⁶ – und ob deshalb nicht vielmehr strukturgeschichtliche Erkenntnisse für die Erklärung historischer Prozesse verlässlichere Anhaltspunkte zu geben vermögen. Hermann Müller-Karpe beschließt aus dieser Sicht das Chorologie-Kapitel seiner „Einführung in die Vorgeschichte“ mit der klaren und nüchternen Feststellung: „Wo wir auf archäologische Quellen angewiesen sind, vermögen wir nicht diese [ethnischen Einheiten – S. B.], sondern eben nur allgemein Geschichtsräume zu erkennen“.¹⁷ Der Ethnologe Roland Mischung fragt gar, „ob – von glücklichen Ausnahmefällen abgesehen – die Frage nach dem *Ethnos* einer ‚archäologischen Kultur‘ nicht grundsätzlich irrelevant“ sei.¹⁸

¹¹ Momigliano [1950] 1995, 141 f., hinsichtlich der klassischen Archäologie.

¹² Wahle 1941; Kiekebusch 1928, 103; Nowakowski 1998, 16.

¹³ Kuhn 1976.

¹⁴ Vgl. zur Methodologie wissenschaftlicher Forschungsprogramme und ihrer Heuristik Lakatos 1982, 46–52, 116–124.

¹⁵ Vgl. Kap. V, 9–14.

¹⁶ Vgl. Urbańczyk 2000.

¹⁷ H. Müller-Karpe 1975, 81.

¹⁸ Mischung 1986, 680.

Seit den 1960er Jahren ist das Problem der „Ethnizität“ in den Sozialwissenschaften wieder in die Diskussion gekommen. Ethnologische Untersuchungen im entkolonialisierten Afrika und stadtsoziologische Studien in den USA machten deutlich, daß kulturelle, sprachliche und soziale Phänomene alles andere als regelhaft zusammenfallen. Zentral erscheint nunmehr die Selbstdefinition ethnischer Gruppen im Rahmen sozialer Interaktion mit anderen Gruppen. Zugleich wendet man auch den „Nationen“ und dem „Nationalismus“ verstärkt Aufmerksamkeit zu. Beides steht im Zusammenhang mit der „Identität“ sozialer Gruppen, die sich nach innen der Zusammengehörigkeit versichern und gleichermaßen nach außen gegen andere Gruppen abgrenzen. Dieses Wechselspiel von Inklusion und Exklusion läßt sich in allen Gesellschaften beobachten – von den „Naturvölkern“ bis zu den heutigen Staaten – und bildet offensichtlich eine universale Konstante. Gesellschaften bedürfen der Selbstversicherung in der Vergangenheit, um ihre Existenz zu erhalten und zu stärken.¹⁹ Wissenschaftsgeschichtlich läßt sich diese Entwicklung als methodische Neuorientierung nach der Dominanz funktionalistischer und ökologischer Konzepte beschreiben. „Ethnien“²⁰ erscheinen nunmehr weniger als beständige, geschlossene Einheiten, sondern wesentlich als fließende soziale Konstrukte, die machtvoll Realität werden können.

„Ethnische Deutungen“ in der Prähistorie, untrennbar mit dem Namen Kossinna verbunden, hatten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Hochkonjunktur, nachdem sie im „imperialistischen Zeitalter“ auf breiter Front vorbereitet worden waren. Nach 1945 zog man sich in der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung auf den scheinbar neutralen Terminus der „archäologischen Kultur“ zurück, um Abstand von der „nationalen Vorgeschichte“ und ihren offensichtlich gewordenen Irrwegen zu gewinnen.²¹ Im anglo-amerikanischen und skandinavischen Raum wurden stattdessen die Sozialwissenschaften rezipiert und vor allem nach wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen gefragt (*New Archaeology*). „Ethnische“ Fragen gerieten so im allgemeinen an den Rand des archäologischen Interesses.

Sowohl angesichts der offensichtlichen neuen, gegenwärtigen Aktualität von „Ethnizität“ als auch der meist latenten, oft halbwegs unbemerkt vollzogenen, zumindest jedoch unzureichend reflektierten „ethnischen Deutung“

¹⁹ J. Assmann 1997.

²⁰ In der vorliegenden Studie wird in Anlehnung an das griechische Original der Begriff *Ethnos* anstelle des eingebürgerten, aus dem Französischen entlehnten Terminus „Ethnie“ verwendet. Im Plural steht dagegen anstelle von *ethnē* „Ethnien“.

²¹ Narr 1990, 298; Veit 1984, 352.

innerhalb der archäologischen Literatur²² (und darüber hinaus) gilt es, methodische Grundlagen in Frage zu stellen und neu zu formulieren. Dabei bedarf es hinsichtlich der Methodologie 1. eines tragfähigen Konzepts von „Ethnien“ und ihrer Strukturen sowie 2. einer daran anschließenden kritischen Analyse der Möglichkeiten archäologischer Interpretation, die auch alternative Erklärungsansätze berücksichtigt. Die beiden zentralen Fragen lauten daher: 1. Mit welchen Gruppierungen ist in frühgeschichtlicher Zeit zu rechnen, und welche hatten eine starke Identität entwickelt? 2. Wie lassen sich Identitätsgruppen einerseits und archäologische Beobachtungen andererseits miteinander in Beziehung setzen, was sind also die Voraussetzungen für eine ethnische Interpretation? Auf dieser Basis sollte es darüber hinaus möglich sein, gelegentlichen (tages-)politischen Instrumentalisierungen prähistorischer Forschung den Boden zu entziehen.

Da es sich um komplexe Fragen und Antworten handelt, ist dabei weiter auszuholen, womit zugleich Gliederung und Argumentationsgang der vorliegenden Studie beschrieben sind:

1. Die Popularität ethnischer Interpretationen archäologischen Materials resultiert aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Die Idee des Nationalstaats erlebte im Gefolge von Modernisierungskrisen und Revolutionen, der Romantik und der napoleonischen Ära, der Industrialisierung und des Aufbaus moderner staatlicher Verwaltungen, nationaler Bewegungen in Vielvölkerstaaten und imperialistischer Ambitionen breite Konjunktur.²³ Die Etablierung der Historiographie ebenso wie der Ethnologie, der Volkskunde und der Prähistorie, der Philologie und der Anthropologie als Wissenschaften verlief parallel zur Entwicklung der Vorstellung eines je spezifischen „Volksgeists“. Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund ist der *Geschichte ethnischer Interpretationen* in der prähistorischen Forschung nachzugehen. Dadurch läßt sich ein Verständnis dafür gewinnen, woher das bis heute andauernde Interesse daran rührt, „Völker“ auch und gerade in das Zentrum der Vorgeschichtsschreibung zu stellen. Offensicht-

²² Janssen 1988, 28, faßte zusammen: „Trotz der methodischen Kritik von Eggers und Wahle wird auch heute noch relativ sorglos archäologisches Fundgut interpretiert. Man spricht z. B. von gotischen, langobardischen, thüringischen oder angelsächsischen Fibeln, von sächsischer, thüringischer oder fränkischer Keramik usw. Die Hemmschwelle, ethnisch bestimmte Termini in die Beschreibung archäologischer Materialien einzubringen, ist, trotz der schwerwiegenden Bedenken in der älteren Forschung, heute weitgehend abgebaut. Es wird munter und unreflektiert ethnisch interpretiert.“

²³ Wehler 2001.

lich hat die Identifizierung früher Völker im archäologischen Material vor allem zur Konstruktion nationaler Identitäten der modernen Staaten beigetragen. Die prähistorische Forschung hat es trotz aller kritischen Versuche nicht vermocht, sich aus dem einmal gesetzten Interpretationsrahmen zu befreien und diesen Ansatz grundsätzlich in Frage zu stellen.²⁴

2. „Volk“ und „Kultur“, aber auch „Sprache“ und „Rasse“ stellen *zentrale Begriffe* dar, mit denen seit dem 19. Jahrhundert von der Prähistorie, der Ethnologie und Volkskunde, der Philologie, Anthropologie und Historiographie bis hin zur Soziologie Gesellschaften beschrieben wurden und werden. In den beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen gewann dabei die Vorstellung die Oberhand, diese Begriffe stünden für geschlossene, homogene Totalitäten. Diese seien jeweils scharf umgrenzt und fielen im Regelfall zusammen. Jedes Volk besitze „seine“ Kultur, „seine“ Sprache und sei aufgrund seiner gemeinsamen biologischen Abstammung „reinrassig“. Damit saß man grundlegenden ethnozentrischen Topoi auf, ohne sich dessen bewußt zu werden.²⁵ Jede Gesellschaft wird sowohl in der Selbst- wie in der Fremdwahrnehmung einige wenige „kulturelle“ Merkmale als typisch herausstellen, um damit „eindeutig“ abgegrenzt werden zu können. In den letzten Jahrzehnten ist aber insbesondere durch soziologische und ethnologische Untersuchungen deutlich geworden, daß Gesellschaften in weit geringerem Maße homogen strukturiert und nach außen scharf abgegrenzt sind, als man lange Zeit glaubte.²⁶ Deshalb ist zu fragen, ob diese Begriffe statt Realitäten nicht vielmehr analytische (idealtypische) Konstrukte darstellen, die offene dynamische Systeme zu erfassen suchen.²⁷
3. Von fundamentaler Bedeutung dafür, inwieweit sich archäologisches Material ethnisch interpretieren läßt, ist die *Charakterisierung von Ethnien*. Mit anderen Worten: was kennzeichnet „ethnische Gruppen“? Sind es gemeinsame, „objektive“ Merkmale wie Kultur und Sprache oder ist es vielmehr die „subjektive“ Selbstzuordnung der Individuen, das „Wir-Gefühl“ bzw.

²⁴ Kap. II.

²⁵ Kap. III.

²⁶ Wolf 1991, 22: „Wenn wir Nationen, Gesellschaften oder Kulturen als nach innen homogene und nach außen isolierte, ausgestanzte Objekte ausgeben, entsteht ein Modell von Welt, das einem globalen Billardtisch gleicht, auf dem die einzelnen Kulturkreise wie harte, runde Billardkugeln aneinanderklacken und sich gegenseitig in Bewegung setzen.“ Die Vorstellung von Kugeln bereits bei Herder [1774] 1891, 509.

²⁷ Darauf hatte allerdings schon Elias 1997, 81, in den 1930er Jahren aufmerksam gemacht und den Prozeßcharakter von Gesellschaften betont.

die Identität?²⁸ Welche Faktoren spielen jeweils eine Rolle für verschiedene, einander überschneidende und miteinander konkurrierende „kollektive Identitäten“ (Generationen, Geschlecht, Status, Religion, Beruf etc.)?²⁹ Spielt „Ethnizität“ eine besondere, dominierende Rolle oder sind nicht vielmehr soziale Identitäten für die meisten Individuen entscheidend, während vor allem Eliten als „Traditionskerne“ das „ethnische Bewußtsein“ konzentrieren? Unter welchen Bedingungen und in welchen Situationen werden „ethnische“ Zusammengehörigkeitsgefühle relevant und für bestimmte Ziele instrumentalisiert?³⁰ Soziologische, ethnologische und historische Untersuchungen vermögen Modelle dafür zu liefern, wie „Ethnien“ strukturiert sein können und wie sich „Ethnizität“ äußern kann.³¹ Dabei ist zwischen Ethnien als subjektiven Identitätsgruppen einerseits und linguistischen sowie ethnographischen Klassifikationen andererseits zu unterscheiden.

4. Daran anschließend ist zu fragen, inwieweit sich „*ethnische Identitäten*“ im *archäologischen Fundgut* wiederfinden lassen.³² Voraussetzung dafür wäre, daß „Ethnizität“ im Sachgut symbolisiert wird.³³ „Grenzzeichen“, die verschiedenster Art sein können, müßten eindeutig isoliert und als solche identifiziert werden können. Die bloße regionale Beschränkung bestimmter „Zeichen“ sagt über deren Rolle zur ethnischen Identifizierung in den Augen der Zeitgenossen überhaupt nichts aus. Die mitteleuropäische Frühgeschichte bietet eine Reihe von Beispielfällen, dies im einzelnen zu exemplifizieren. Schriftliche Überlieferungen aus Antike und frühem Mittelalter berichten von keltischen, germanischen und slawischen „Stämmen“ aus der Außensicht. Diese „Ethnographien“ führen vor allem jene ethnischen Besonderheiten auf, die sich am meisten von der eigenen Welt oder den benachbarten Barbaren unterschieden und deshalb als „typisch“ erschienen. Daß dabei nicht wenige Topoi Verwendung fanden und stets aufs neue wiederholt wurden, versteht sich von selbst. Daher müssen die Fragen an das Material anders als bislang gestellt werden, um zu relevanten

²⁸ So schon Weber 1956, 234–244; aber auch Renan [1882] 1947b sah Geist und Geschichte, nicht Sprache und Volk, als Konstituenten der Nation an.

²⁹ J. Assmann 1997, 34–86, 130–160.

³⁰ Kap. IV.

³¹ Heinz 1993.

³² Eine methodologisch angelegte Arbeit, für die es nicht das Problem ist, „ob hinter archäologischen Kulturen ethnische Einheiten stehen, sondern welcher Art diese ethnischen Einheiten sind“ (Wendowski 1995, 68), verfehlt ihr Ziel.

³³ Jones 1997.

Ergebnissen zu gelangen: erst eine sorgfältige quellenkritische Analyse der überlieferten Texte vermag deren Zeugniswert im Detail zu ermitteln.³⁴

5. Archäologisches Material läßt sich nur unter bestimmten Umständen „ethnisch“ zuordnen. *Strukturgeschichtliche Ansätze* stellen demgegenüber verbreitete und überzeugende Modelle dar, das Fundgut historisch zu interpretieren³⁵ – nachdem es klassifiziert und z. B. zu regionalen „Kulturkreisen“ zusammengefaßt wurde.³⁶ Kartierungen von Funden und Befunden bilden ehemalige Kommunikationsbeziehungen ab und erfassen daher Wirtschafts- und Verkehrsräume, Kulturräume und Werkstattkreise, Sepulkralgebiete und Technikbereiche.³⁷ Grabausstattungen und mitunter Hortfunde sowie Kultstätten geben Aufschluß über Sozialstrukturen³⁸ und religiöse Handlungen, Siedlungsbefunde dienen der Analyse der alltäglichen Lebensverhältnisse. Räumliche und zeitliche Entwicklungen können auf diese Weise oft detailliert beschrieben werden. Da Strukturanalysen auf einer anderen Interpretationsebene argumentieren, besitzen sie weder einen methodischen noch einen inhaltlichen Zusammenhang zu „ethnischen Deutungen“.³⁹ – Unter welchen Voraussetzungen, d. h. in welcher spezifischen historischen Situation ist das Material „ethnisch“ anzusprechen, also als Niederschlag eines subjektiven Gruppenbewußtseins zu werten, und wann haben wir es allgemein mit strukturgeschichtlichen Phänomenen zu tun? Gibt es globale Erklärungsmuster, oder ist vielmehr jeder Einzelfall daraufhin zu prüfen, welcher Ansatz mehr Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen kann? Sind „ethnische Identitäten“ mithin ein zentrales Thema für die archäologische Forschung?⁴⁰
6. Schließlich ist von den hier unternommenen Studien zur Frühgeschichte ein Blick zurück auf *vorgeschichtliche Verhältnisse* zu werfen.⁴¹ Die zentrale Frage dabei lautet: Lassen sich ohne schriftliche Zeugnisse, d. h. ohne

³⁴ Kap. V.

³⁵ Narr 1972 verweist auf die grundsätzlichen methodischen Schwierigkeiten, mit archäologischen Methoden Individualgeschichte zu schreiben.

³⁶ Brather 2001b.

³⁷ H. Müller-Karpe 1975, 74–81.

³⁸ Steuer 1982a.

³⁹ Kap. VI,17 erscheint daher isoliert von der Erörterung „ethnischer Deutungen“, doch nur durch das Verlassen des traditionellen Interpretationsrasters können *Alternativen* der Interpretation und damit die Bandbreite archäologischer Erkenntnismöglichkeiten beschrieben werden.

⁴⁰ Kap. VI.

⁴¹ Kap. VII.

jeden halbwegs direkten Zugang zur geistigen Welt – seien es Selbst- oder Fremdzeugnisse – ethnische Gruppen fassen? Wenn sich auch aus dem Kontext des Befundes, wie von Ian Hodder postuliert, der Symbolgehalt bestimmter Sachgüter erschließen ließe,⁴² hätten wir es dann (stets) mit ethnischen Symbolen zu tun? Ist also die Identifizierung von Ethnien, d. h. von regionalen (?) Gruppen mit einem Zusammengehörigkeitsgefühl, allein mit archäologischen Methoden möglich? Oder bedarf es dazu immer der Kombination mit anderen, unabhängigen Quellenzeugnissen, so daß sich beispielsweise die archäologische Suche nach den „Indogermanen“ oder „Indoeuropäern“ als Sackgasse erweist?⁴³

Neben einer umfangreichen, inzwischen nur noch schwer zu überschauen Reihe von Aufsätzen zum Thema der „ethnischen Deutung“ und ihren methodischen Teilaspekten in der prähistorischen Forschung⁴⁴ liegen aus den letzten Jahren zwei monographische Versuche vor: Marlies Wendowski vermochte sich in ihrer Hamburger Dissertation nicht von der überholten Vorstellung zu lösen, sowohl „archäologische Kulturen“ als auch „Ethnien“ seien geschlossene, homogene Einheiten. Deshalb gelangt sie nicht über die traditionelle Diskussion hinaus, inwieweit sich beide „Einheiten“ in Übereinstimmung bringen ließen, und scheitert so letztlich an dem selbstgesteckten „Ziel, Möglichkeiten und Grenzen der ethnischen Zuweisung archäologischer Komplexe [...] aufzuzeigen“.⁴⁵ Auch die gesamte ältere Kossinna-Kritik bis hin zu Ernst Wahle (1889–1981)⁴⁶ war nicht in der Lage, dieses Interpretationsraster aufzugeben und zu einem anderen, neuen Ansatz zu finden. Siân Jones dagegen erörtert ausführlich moderne ethnologische und soziologische Ansätze, „ethnische Identität“ und „Ethnizität“ zu erklären. Dabei betont Jones den subjektiven Charakter ethnischer Selbstidentifikation, doch offeriert sie der archäologischen Forschung keine daraus resultierenden methodischen Ansätze.⁴⁷ Ihre Studie ist ein wesentlicher Ansatzpunkt der vorliegenden Arbeit, die darüber hinaus entscheidende Anstöße dem Freiburger Son-

⁴² Hodder 1982.

⁴³ Renfrew 1987 bringt wiederum Sprachraum und archäologische Kultur zur Deckung.

⁴⁴ Dazu gehören auch mehrere thematische Sammelbände: Ethnogenese europäischer Völker 1986; Ethnicity 1991; Cultural identity and archaeology 1996; Typen der Ethnogenese 1990a–1990b; Strategies of distinction 1998; Entstehung von Sprachen und Völkern 1985; Studien zur Ethnogenese 1985; Archäologische Informationen 20, 1997; Archaeology and language 1997–1999; Kultury archeologiczne 2000.

⁴⁵ Wendowski 1995, 16.

⁴⁶ Wahle 1941. Vgl. Hakelberg 2001; Jentgens 2001, 18–38; Wenskus 1961, 113–142.

⁴⁷ Jones 1997, 119–127; vgl. Brather 1998.

derforschungsbereich 541 „Identitäten und Alteritäten. Die Funktion von Alterität für die Konstitution und Konstruktion von Identität“ verdankt.⁴⁸

⁴⁸ Ein erster Entwurf bei Brather 2000b; 2002b; ähnlich in Ansatz und Zielrichtung: Wallerström 1997.

II. Geschichte: ethnische Interpretationen im nationalen Diskurs des 19. und 20. Jahrhunderts

Bodenfunde und Sachüberreste wurden nicht erst seit dem Humanismus und der Aufklärung mit bestimmten alten „Völkern“ in Verbindung gebracht. Bereits in der Antike konnte man so verfahren. Schon Thukydides schrieb einige im südwestlichen Kleinasien entdeckte Gräber einer aus der Überlieferung bekannten, älteren Bevölkerung und nicht den Griechen zu, weil sich die bei Bauarbeiten entdeckten Bestattungen von den griechischen unterschieden. Deshalb mußten sie den früher hier ansässigen Karern zugehört haben, meinte Thukydides¹, und lieferte damit ein frühes Beispiel „ethnischer Interpretation“ von Bodenfunden.

Deutsche Humanisten² versuchten im frühen 16. Jahrhundert, in der nationalen Zugehörigkeit ein neues Selbstwertgefühl gegenüber Rom und der Kurie zu gewinnen. Dazu entnahmen sie den antiken Quellen das Motiv der germanischen Ureinwohner (*indigenae*) sowie deren altherwürdige Herkunft (*origo*) und die daraus zu folgernde *vetustas* und *excellentia Germanorum*.³ Die Germanen der Antike wurden rasch mit den zeitgenössischen Deutschen identifiziert. „Antike“ Grabfunde konnten dann nicht nur die Auffassung widerlegen, die antiken Germanen seien im Vergleich zu den Römern kulturlose Barbaren gewesen; gleiches galt logischerweise ebenso für die modernen Deutschen im Vergleich mit dem Italien der Päpste.⁴ Der in Rostock lehrende

¹ Thukydides, *Historiae* I,8. Thukydides liefert keine Details, sondern erwähnt nur summarisch die Art der Waffen und die „noch heute übliche Form der Bestattungen“.

² Zum Humanismus vgl. Diffusion des Humanismus 2002.

³ Münkler/Grünberger 1994; Münkler/Grünberger/Mayer 1998; vgl. Ridé 1976.

⁴ Besonders Enea Silvio Piccolomini (1405–1465), der als Papst Pius II. ab 1458 amtierte, wies auf die zivilisatorische Bedeutung der Christianisierung der „alten Deutschen“ hin: *Apostolica sedes vobis aperuit oculos et viam salutis ostendit. Que missis predicatoribus Christum vobis crucifixum evangelizavit, errorem vestrum repulit. Quo detergo legem veritatis accepistis et cognitionem filii dei, reliquistis vitiorum viam et iter virtutis ingressi, qui vitam ex rapto ducebatis, nunc ex vestris vivere bonis didicistis. Iam rapinas odio habetis, iam furta damnatis, iam adulteria iniuriasque omnis generis prohibetis. Iam inopibus commiseri didicistis, elemosynas elargiri, sacerdotes venerari, religioni plurimum tribuere*; Piccolomini [1458] 1962, 76 (III,8).

Nicolaus Marschalk (ca. 1470–1525), Kanzler des mecklenburgischen Herzogs Heinrich V., hatte um 1513/1521 archäologische Funde ethnisch interpretiert, indem er jungsteinzeitliche Megalithgräber für herulisch (germanisch) erklärte und bronzezeitliche Grabhügel den (slawischen) Abodriten zuwies. In den benachbarten Urnenflachgräbern sah er Bestattungen der Knechte dieser (germanischen und slawischen) Herren (Abb. 1).⁵

Mit seinen wöchentlich erschienenen „Cimbrisch-Hollsteinischen Antiquitäten-Remarques“ zielte Pastor Andreas Albert Rhode (1682–1724) auf die Popularisierung der *heimischen* Altertümer: „De armis Romanorum und anderer haben verschiedene geschrieben und Erwähnung getan; weiß aber nicht daß sich einer daran gemacht und de armis Teutonum & Cimbrorum, ex professo und gründlich zu schreiben sich solte gewaget haben. Kan nicht wissen woher dieses komme da doch Amor patriae billig praevaliren solte“.⁶ Bereits Rhodes Vater, Pastor Christian Detlev Rhode (1653–1717), grub nach prähistorischen Gräbern und meinte um 1690, daß dieses „aus einer wahren Hochschätzung unserer Deutschen Vorfahren zu gründlicher Erlernung ihres Hauß- und Kriegs-Wesens steter Beybehaltung ihrer Armorum, Utensilium, etc. die sonsten in der Erde verderben mehrerer Erläuterung der Deutschen Historie, und andern dergleichen unsträfflichen Absehen geschieht“.⁷ Trotz einer Reihe weiterer Versuche⁸ blieb es bis ins aufklärerische 18. Jahrhundert bei vagen Vermutungen. Erst damals stand die menschliche Herkunft der Bodenfunde endgültig fest, und die Voraussetzungen für einen Durchbruch zu klareren analytischen Konzepten waren gelegt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden, unter dem Einfluß der Romantik und des Eindrucks der napoleonischen Kriege, die Anfänge einer

⁵ Marschalk 1521; Stemmermann 1934, 18–22; Gummel 1938, 10; Wollf 1995, 200–204 Abb. 4–5 (es handelt sich nicht um eine *gedruckte* Quelle, sondern um eine Handschrift).

⁶ Rhode 1719–1720, 338; Gummel 1938, 39 f.

⁷ Zitiert nach Gummel 1938, 45 (Brief C. D. Rhodes um 1690). – Hummel 1788, XIII f., meinte noch Ende des 18. Jahrhunderts patriotisch: „deutschen Jünglingen aber wird eine Kenntniss vaterländischer Alterthümer eben sowohl anstehen, als die Bekanntschaft mit den Alterthümern der Griechen und Römer“. Vgl. auch Schäffer 1764.

⁸ Treuer 1688 sah die „abgöttischen Völcker“ im allgemeinen und die „Teutschen Völcker“ im besonderen als die Urheber der Urnengräber an. Nahezu gleichzeitig stritten Amtmann Andreas Müller und der spätere Arnstädter Superintendent Johann Christoph Olearius (1668–1747) um den römischen (M.) oder slawischen (O.) Charakter eines bei Köthen (Anhalt) entdeckten Grabes; vgl. Olearius 1701, 15 f.; vgl. außerdem Stemmermann 1934; Kaufmann 1993.

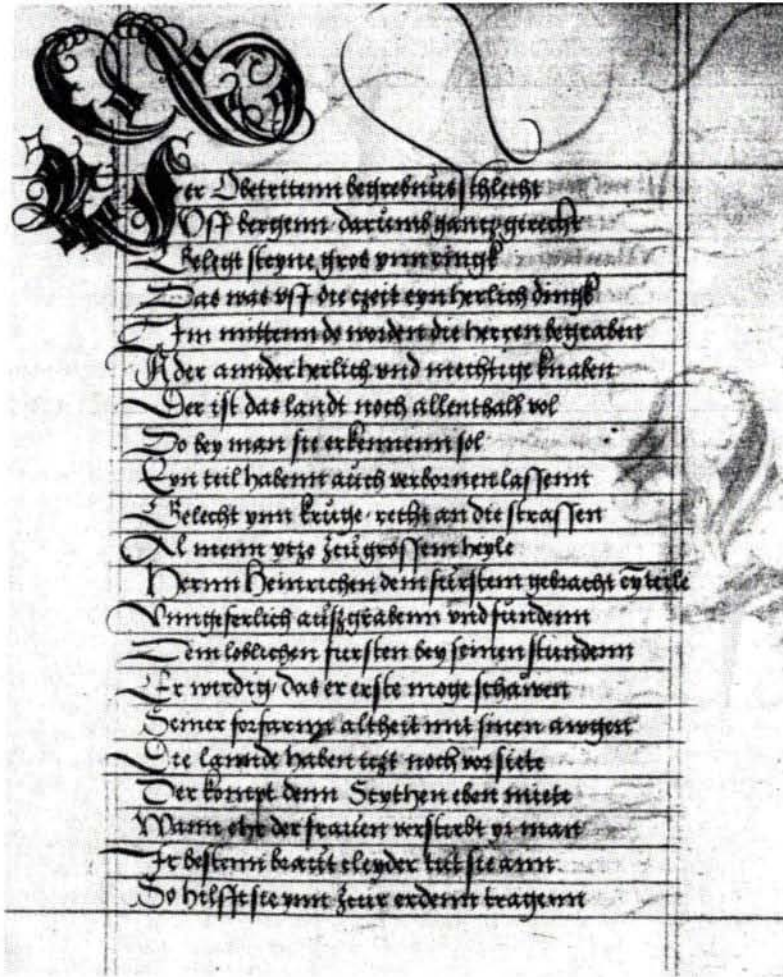


Abb. 1. Eine Seite aus einem Manuskript des Rostocker Humanisten Nikolaus Marschalk von 1513. Marschalk bemühte sich um die Zuweisung der prähistorischen Hügel- und Flachgräber an die überlieferten Völker in Mecklenburg. Er interpretierte (bronzezeitliche) Hügelgräber als Bestattungen abodritischer „Herren“, Urnenflachgräber als die Gräber der zugehörigen „Knechte“. Außerdem sah er (neolithische) Megalithgräber als herulisch an. *Der Obetritenn begrebnus schlecht / Oft bergenn darumb ganz gerecht / Belegt steyne groß ynnringk / Das was off die tzeit eyn herlich dingk / Im mittenn de worden die herren begraben / Ader annder herlich und mechtige knaben / Der ist das landt noch allenthalt vol / Do bey man sie erkennenn sol / Eyn teil habenn auch verbornen lassenn / Belecht ynn krüge recht an die strassen / Al menn ytzo zeit grossen heyle / Herrn Heinrichen dem fürstem gebracht ey[n] teile / Ungeferlich außgrabenn und fundenn / Dem loblichen fursten bey seinen stundenn / Erwirdig, das er erste moge schawen / Seiner forfarn altheit mit sinen awgen / Die lannde haben itzt noch vor siet / Der kompt denn Stythen eben miete / Wann ebr der frauen verstorbt yr man / Ir bestenn brautcleyder tut sie ann / So hilff sie ynn ztur erdenn tragenn* (nach Wollf 1995, 203 Abb. 5)

„vaterländischen Altertumskunde“.⁹ Darüber hinaus spielten die Folgen der französischen Revolution, die deutlichen sozialen Veränderungen und Modernisierungskrisen, die Entstehung moderner Staatsverwaltungen¹⁰, Säkularisierung und Mediatisierung eine wichtige Rolle.¹¹ Das politische Klima war dem Bemühen um Versicherung in der Vergangenheit günstig. Besonders im Südwesten und in den östlich von Elbe und Saale liegenden Gebieten Deutschlands begaben sich engagierte Dilettanten auf die Suche nach den Hinterlassenschaften der „nationalen“ Vorfahren, weil hier die Nachbarschaft unterschiedlicher Völker durch die sie unterscheidenden Sprachen unmittelbar auffiel und den Zeitgenossen auch im Alltag bewußt wurde. Aus der historischen Überlieferung wußte man zudem von erheblichen Bevölkerungsverchiebungen in Antike und Mittelalter. Archäologie und historische Sprachwissenschaft trafen sich hierbei im Bemühen um regionale ethnische Interpretation¹² – besonders in „strittigen“ Gebieten, wo mit verschiedenen Ethnien (in Kohabitation oder zeitlicher Abfolge) zu rechnen war.¹³

⁹ Sklenář 1983, 62–101. – In den Augen Ludwig Lindenschmits 1880–1889, 32: „Die Zeit der Fremdherrschaft war es vielmehr, welche der Tätigkeit für die Kunde unserer Vorzeit und ihrer Denkmale eine mächtige, bis jetzt fortwirkende Anregung gab. Gleiche Gefahr wie zur Zeit der alten Römerkriege, die gleichmäßig drohende Entscheidung über Leben und Zukunft unserer Nation führte zu den letzten und tiefsten Quellen ihrer Macht, zu der Hebung des Selbstgefühls und der Selbstachtung des Volkes durch die Erinnerung an die alten Ehren des Landes und die Großtaten einer mehrtausendjährigen Geschichte. In dem brennenden Gefühl der Unterdrückung wie in der Freude der wiedergewonnenen Unabhängigkeit haftete fester der Blick an den Denkmalen jener alten, mit welthistorischer Kraft und Leidenschaft geführten Kämpfe gegen das weltbezwingende Rom.“

¹⁰ Wehler 2001, 25, weist darauf hin, daß die modernen Staatsbildungen meist *vor* dem Nationalismus erfolgten, letzterer also nicht als notwendige Voraussetzung moderner Staaten angesehen werden kann.

¹¹ Nipperdey 1983, 11–101; Wehler 1987, 347–546; 2001.

¹² Dazu trug insbesondere die Entdeckung der indogermanischen Sprachverwandtschaften bei; vgl. Bopp 1816. – Feist 1913, 487 Anm. 2, bemerkte zur Situation im frühen 20. Jahrhundert: „Die französischen Forscher, die im Gebiet des alten Keltenlandes wohnen, oder auch die slavischen Gelehrten in Rußland könnten mit derselben Berechtigung ihre Stammesgenossen für identisch mit den Urindogermanen erklären, tun es aber in kluger Zurückhaltung bis jetzt nicht.“

¹³ Bereits 1691 hatte Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716) aus linguistischem Interesse einen Fragebogen an den Lüchower Amtmann Georg Friedrich Mithof (1638–1691) gesandt, um Näheres über die bekannten Bodenfunde aus dem Hannoverschen Wendland zu erfahren und auf dieser Grundlage auch der Verbreitung der *lingua Vinidorum Luneburgensium* näherzukommen; Gummel 1938, 102. Dies geht aus einem Brief Mithoffs an den Celler Hof- und Justizrat Chilian Schrader (1650–1721) vom 17. 5. 1691 hervor, den letzterer an Leibniz sandte (Leibniz [1691] 1957, 513–518).

In Südwestdeutschland stritt man darum, welche der Altertümer als germanisch, welche als römisch und welche als keltisch anzusehen seien¹⁴: „Um diese Widersprüche zu versöhnen und alle Parteien zu befriedigen, entschied sich der Historische Verein von Schwaben in Neuburg dahin, dass, wegen der verschiedenen römischen Münzen und Gefässe Nordendorfs, ein Theil der dortigen Todten als Römer, ein anderer Theil, in Bezug auf die Bronzege-
räthe, als keltische Ureinwohner (?) und ein dritter Theil mit Rücksicht auf die Zeitepoche, als alemannische Sieger möchten betrachtet werden können. Es scheint, dass, wenn ein slavischer Gelehrter an der Diskussion sich betheiligt hätte, auch noch für slavische Gäste unter den geduldigen Todten Raum wäre gefunden worden.“¹⁵

Gegen die häufige Zuschreibung der neolithischen Megalithgräber an die Kelten anstatt an die autochthonen Germanen regte sich Widerspruch. Gustav Friedrich Klemm (1802–1867), königlicher Bibliothekar in Dresden und dort auch Leiter der Porzellan- und Gefäßsammlung, wies darauf hin, daß „frühere Forscher sie [die Megalithgräber – S. B.] den Celten oder Walen zugeschrieben“ hatten.¹⁶ Auch um die „ethnische“ Interpretation der Bronze-
funde wurde heftig und mit nationalem Pathos gerungen. Heinrich Schreiber (1793–1872)¹⁷, badischer Theologe und Historiker, schrieb: „Die alte Geographie des keltischen Volkes in Europa ist zugleich jene der ehernen Streitkeile, und umgekehrt“.¹⁸ Noch Kossinna verwahrte sich dagegen.¹⁹ Auch die seit den 1840er Jahren entdeckten Pfahlbauten waren zwischen Kelten und Germanen bzw. ihren vermeintlichen Nachfahren umstritten.²⁰ Diese „Keltomanie“ bekämpfte der Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, Ludwig Lindenschmit (1809–1893), über Jahrzehnte mit aller Verve: „In einem musterhaften circulus vitiosus wurde der keltische Ursprung der Grabhügel aus Beigaben von Bronzen und umgekehrt wieder der keltische

¹⁴ Vgl. Hakelberg 2003.

¹⁵ Lindenschmit/Lindenschmit 1848, 30 (Fragezeichen im Original). Die Toten von Selzen wollten die Brüder Lindenschmit jedoch unmißverständlich als Franken interpretiert wissen; Fehr 2003, 137–148.

¹⁶ Klemm 1835/36, 107.

¹⁷ Rieke 1956, 76–91.

¹⁸ Schreiber 1842, 83.

¹⁹ Kossinna 1914, 46, verweist auf M. Koch 1856: „Für deutsche Länder kann als Regel gelten, daß die in Gräbern gefundenen Anticaglien von Bronze und Gold, wenn sie nicht römisch sind, notwendigerweise keltisch sein müssen [...] Gräber, deren ganze Waffen- und Anticaglienbeigabe aus Bronze besteht, sind ausgemacht keltisch und werden nie anders gedeutet werden können“.

²⁰ Keller 1865.

Ursprung der Bronzen aus ihrem Funde in Keltengräbern nachgewiesen.“²¹ Besonders schwierig wurde es, wenn nicht nur Kelten, sondern auch Slawen mit den Germanen um den Besitz der bronzenen Waffen und Schmuckstücke wetteiferten.²²

In Holstein, Mecklenburg und Pommern, Sachsen, Brandenburg und Schlesien lautete die entscheidende Frage: germanisch oder slawisch?²³ Eines der zentralen Anliegen des Breslauer Archivars und Altertumskundlers Johann Gustav Gottlieb Büsching (1783–1829) war es, „wenn auch nicht die einzelnen Stämme, [so] doch die Hauptstämme, Deutsche und Slaven, in den Alterthümern voneinander zu sondern“, wenngleich ihm das eingestandenermaßen noch nicht gelang: „So ist z. B. für Schlesien noch ganz dunkel, ob die hier gefundenen Altertümer der früheren Deutschen oder der späteren Slawischen Zeit zugehören.“²⁴ Die Frage der ethnischen Interpretation bewegte auch andere Antiquare u. a. in Görlitz, Breslau oder Leipzig, in deren Blickfeld immer die Unterscheidung germanischer und slawischer Altertümer (Grabfunde) lag.²⁵ Klemm bemerkte in seinem *Handbuch*: „Wenn meine in der Einleitung aufgestellte Ansicht über den Unterschied germanischer und slawischer Alterthümer entweder vollkommene Bestätigung oder vollständige Widerlegung gefunden haben wird, [...] würde die Entdeckung und Untersuchung der alten Grabhügel auch in historischer Hinsicht bedeutsamer werden und von Seiten derer, welchen derartige Studien und Bestrebungen bis jetzt nicht wichtig genug schienen, eher Anerkennung erwerben.“²⁶ Karl Preusker (1786–1871), Großenhainer Rentamtman, wollte in Sachsen auch mit Bodenfunden „die vaterländische National- und Kultur-Geschichte [...] erhellen“, konnte es aber ebenfalls nur programmatisch fordern.²⁷ Ein metho-

²¹ Lindenschmit 1880–1889, 45. Vgl. Panke 1999.

²² Vgl. Vögel 1854.

²³ Hierzu Žak 1974.

²⁴ Büsching 1824, 10 f., zitiert nach Gummel 1938, 118, 164 f. Büsching hatte sich 1816 „für geschichtliche Hilfswissenschaften und deutsche Altertümer“ habilitiert; Gummel 1938, 111.

²⁵ Gummel 1938, 112 Anm. 4, unter Hinweis auf entsprechende Passagen z. B. bei Kruse 1819; ebenso ebd., 180 Anm. 1; Worbs 1824.

²⁶ Klemm 1835/36, 101 Anm. 4. Klemm interessierte sich für die „Deutschen während eines Zeitraumes, wo diese von ihren cultivirten Nachbarn Germanen genannt wurden“. Dabei sei „es hohe Zeit den Muth zu fassen, das germanische vom slawischen zu trennen und den Versuch zu wagen, einen antiquarischen Gegenstand [...] entweder keck als germanisch oder als slawisch zu benennen“ (ebd. XI, XIII f.). Demgegenüber blieb die Bezeichnung der *Sammlung Slavo-Germanischer Alterthümer* im Berliner Schloß Monbijou (1830) merkwürdig vage; Gummel 1938, 57.

²⁷ Preusker 1844, 203: „Schwierig aber dennoch nicht unmöglich wird es mithin erscheinen, in spätern Zeiten, nach vermehrten, ebenso umsichtigen als unparteiischen Forschungen in allen

discher Weg dorthin mußte erst noch gefunden werden,²⁸ und er mußte gewichtige fachliche Bedenken beiseite räumen: „Die mannichfachen Formen und Verzierungen dieser an einem Orte gefundenen Gefäße müssen Jedem die Überzeugung verschaffen, wie gewagt es sei, aus der Gestalt und den Verzierungslinien einer gefundenen Vase auf die Nationalität irgend eines Volkes schliessen zu wollen.“²⁹ Literarischen Niederschlag haben diese Diskussionen der Jahrhundertmitte in Theodor Fontanes (1819–1898) erstem, zwischen 1863 und 1877 entstandenen Roman *Vor dem Sturm* (1878) gefunden.³⁰

Diese „vaterländische Altertumskunde“ blieb zunächst ohne Relevanz im öffentlichen Diskurs und somit eine Sache von Außenseitern. Beispielsweise brauchten die 1852 ins Leben gerufenen, aus privaten Sammlungen entstandenen Museen in Nürnberg (*Germanisches Nationalmuseum*) und Mainz (*Römisch-Germanisches Zentralmuseum*) Jahrzehnte, bis sie feste öffentliche Zuschüsse und damit eine sichere Perspektive erhielten.³¹ Auch in Schulbüchern spielten archäologische Altertümer bis zum Ende des 19. Jahrhunderts keine Rolle.³² Die Vorgeschichte blieb als Diskussionsgegenstand lange Zeit auf kleine und (sozial) begrenzte Interessentenkreise beschränkt³³ – in Diskussionen der Archäologen hallten allgemeine Auseinandersetzungen und nationale Diskurse lediglich wider. Die antiquarischen Altertumskundler bemühten sich nach Kräften um öffentliche Beachtung, doch ein verbreitetes Bedürfnis nach nationaler Fundierung in der Vorgeschichte war (noch) nicht vorhanden.

Gauen Deutschlands, wie den Nachbarländern, von so manchen aufgefundenen Grabstätten auf die Nationen schließen zu können, denen sie angehörten, und zugleich eine Übersicht der von diesen letztern bewohnten Gegenden zu ermitteln, wofern zugleich auf andere kulturhistorische Überreste, wie auf schriftliche Quellen, besonders aber, außer der Urnenform und Verzierung, noch auf Beschaffenheit der Mitgaben und der Grabstätte überhaupt sorgfältig Rücksicht genommen wird.“ Vgl. ders. 1829; U. Sommer 2000 zur Archäologie des 19. Jahrhunderts in Sachsen.

²⁸ Der schlesische Historiker Friedrich Karl Hermann Kruse (1790–1866) beispielsweise betrachtete pauschal alle Brandgräber mit römischen Münzen oder eisernen Geräten als „germanisch“; Kruse 1819, 37 f. Hans Rudolf Schröter (1798–1842), Rostocker Mathematiker und Aufseher der herzoglichen Altertümersammlung in Ludwigslust, meinte intuitiv, daß „ein Teil der Gräber, welcher gerade Waffen enthalte, von den Germanen herrühre, – ein anderer Teil aber, welcher gekrümmte Waffen enthalte, von den Wenden“; Lisch 1837, 85 (zitiert nach Gummel 1938, 182).

²⁹ Vögel 1845, 14. Vögel interessierte sich allerdings auch nicht für Keramik; Sklenář 1983, 95.

³⁰ Düwel 1997a.

³¹ Das Germanische Nationalmuseum 1978; Böhner 1982. – Vgl. zu historischen Mythen: Mythen der Nationen 1998; Wülfing/Bruns/Parr 1991.

³² Erst nach dem ersten Weltkrieg änderte sich diese Situation: Marienfeld 1979, 16.

³³ Hakelberg 2003.

Dazu genügte im bildungsbürgerlichen Bewußtsein die durch die Schul- und Gymnasialbildung vermittelte antike Überlieferung.³⁴ So konnte man sich noch innerhalb der Nationalstaaten um die „ethnische Zuordnung“ des Fundstoffs streiten – es gab „Keltomanen“ und „Germanomanen“ in den deutschen Staaten, und es gab polnische Altertumsforscher, die die Bronze-funde Germanen zuschrieben. Kenner und Verehrer der antiken Kunst mochten diese widerstreitenden antiquarischen Bemühungen belächeln.³⁵

Grundlegende methodische Fragen waren unter den Antiquaren seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erörtert worden. Infolge unterschiedlicher Voraussetzungen und Konzepte entwickelten sich eine eher kulturhistorisch (und an die Klassische Archäologie angelehnte) und eine wesentlich naturwissenschaftlich (paläontologisch-geologisch) ausgerichtete Archäologie.³⁶ In Norddeutschland und Skandinavien war man sich seit den 1830er Jahren über die relative Abfolge von Stein-, Bronze- und Eisenzeit allmählich klar geworden³⁷ – ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur typologischen Methode von Oscar Montelius (1843–1921). Der langwierige Streit um die Anerkennung des „Drei-Perioden-Systems“³⁸ resultierte wesentlich daraus, daß mit der zeitlichen Zuordnung zugleich eine ethnische verbunden schien.³⁹ Vor

³⁴ In Skandinavien hat die vergleichsweise bescheidene Überlieferungslage zu einer größeren öffentlichen Beachtung vaterländischer Altertümer und damit der Archäologie beigetragen und deren Aufschwung bewirkt. Ebenso zeigten die Niederlagen von 1801 und 1807 gegen England Wirkung; vgl. Klindt-Jensen 1975, 47.

³⁵ Vgl. Haskell/Penny 1981.

³⁶ Trigger 1989, 73–109. Diese unterschiedlichen Ansätze wirken bis heute nach. Für Deutschland: Kossack 1999b.

³⁷ Vgl. zuletzt Hansen 2001a.

³⁸ Der Streit der 1860er Jahre um die Frage, wer denn der eigentliche ‚Entdecker‘ des Drei-Perioden-Systems gewesen sei, trug stark nationalistische Züge; vgl. Eggers 1986, 50–52. Der Schweriner Georg Christian Friedrich Lisch (1801–1883), Archivar und Leiter der großherzoglichen Altertumssammlungen, widersprach ein Jahr nach dem deutsch-dänischen Krieg der Auffassung, mit der Anerkennung des Drei-Perioden-Systems würde „in Deutschland [...] [ein] dänisches System octroyirt“ und fuhr fort: „ich bin daher für Mecklenburg, welches bekanntlich in Deutschland liegt, leider genötigt, die Sünde der Erfindung dieses verhaßten Systems auf mich zu nehmen. Übrigens muß ich gestehen, daß ich nicht stark genug bin, in der Wissenschaft eine Unterscheidung von ‚außen‘ und ‚innen‘ anerkennen zu können; jedoch bekenne ich gerne, daß ich von ‚außen her‘, wenn man es so nennen will, namentlich im Jahre 1864, viel gelernt habe und daß der Krieg von 1864 nicht von Einfluß auf meine Gesinnung gegen den ehrwürdigen Thomsen gewesen ist, welcher in der Altertumswissenschaft mehr wenigstens erfahren hat als alle anderen Studiengenossen“; Lisch 1865, 8 Anm. 2. Vgl. auch den Brief Lischs an Chr. Petersen (Hamburg) vom 26. 3. 1856: Zeitschr. Ethnol. Verh. 17, 1885, (551) f.

³⁹ Der Stettiner Gymnasialprofessor Ludwig Giesebrecht (1792–1873) widersprach damals nur der *ethnischen* Deutung Lischs („germanische“ Grabhügel mit Bronzebeigaben, slawische

dem Hintergrund der sich wandelnden Vorstellungen in Geologie und Biologie widmete man sich in Frankreich und England der Altsteinzeit und kam seit den 1860er Jahren zu der Überzeugung, die vorgeschichtlichen Zeiträume müßten viele Jahrtausende umfassen. Dieser Ansatz taugte aufgrund der zu großen zeitlichen Tiefe nicht für den nationalen Diskurs.⁴⁰

Erst im „imperialen Zeitalter“⁴¹ erlangte die prähistorische Archäologie allmählich größere Aufmerksamkeit und politische Relevanz⁴², wozu nicht zuletzt die publikumswirksamen Grabungen Heinrich Schliemanns (1822–1890) in Troja (seit 1871), Mykene und Tiryns (mit der Überzeugung, schriftliche Überlieferung durch die Archäologie verifizieren zu können⁴³) beitrugen, aber auch die in nationaler Konkurrenz europäischer Mächte unternommenen Ausgrabungen in Griechenland, Ägypten und dem Orient.⁴⁴ Die Unternehmungen der *Reichs-Limeskommission* (seit 1892) beteiligten über die lokalen Altertumsvereine eine große Zahl von Laien und bewirkten damit ebenfalls eine Popularisierung archäologischer Forschung.⁴⁵ In Frankreich ließ Napoleon III. (1808–1873) 1861 bis 1865 um den Mont Auxois graben und dort schließlich eine Statue des Vercingetorix (mit den Gesichtszügen des Empereur!) aufstellen, um mit Hilfe nationaler Emphase seiner Herrschaft zusätzlichen Halt zu verschaffen (Abb. 3).⁴⁶ Kaiser Wilhelm II. (1859–1941)

Brandgräber), denn natürlich hätten die germanischen Altvordenen bereits das Eisen gekannt (Giesebrecht 1838). Im folgenden Jahrzehnt trug er mit Lisch einen erbitterten, persönlich verletzenden Streit um das Drei-Perioden-System aus, wobei es „nur als eine glückliche Ahnung gelten [muß], daß Giesebrecht hier das richtige traf“: Gummel 1938, 167 Anm. 4. Wichtiger und nachhaltiger blieb die Ablehnung des Drei-Perioden-Systems durch den Mainzer Museumsdirektor Ludwig Lindenschmit. – Auch heute hängen zeitliche und „ethnische“ Interpretation mitunter zusammen.

⁴⁰ Vgl. Gran-Aymerich 1998. – Hinderlich für eine nationale Vereinnahmung der Geschichte war auch, daß am Beginn eine Niederlage gegen Rom (Alesia) und nicht ein mythisch überhöhter Sieg (Varusschlacht) stand; Pinon 1991.

⁴¹ Hobsbawm 1995.

⁴² Trigger 1989, 110–206.

⁴³ Vgl. den Katalog Troja 2001.

⁴⁴ U. a. Athen, Olympia, Ephesos, Pergamon, Delphi; Theben, Abydos, Saqqāra, Nildelta, Fayyūm, Amarna, Naqāda; Nimrūd, Ninive, Tellō, Nippur, Hōrzabad; vgl. zum Hintergrund Marchand 1996a, 75–115, 188–227; 1996b; Champion 2001; Leoussi 2001. – Vgl. zum Bild in der Öffentlichkeit Zintzen 1998; Sichtermann 1996.

⁴⁵ Esch 1972.

⁴⁶ Beim Transport der Statue durch Alise-Sainte-Reine reagierte die Bevölkerung unerwartet: Die Frauen hielten das Ganze für eine Prozession und fielen vor einem vermeintlichen „Saint Gétorix“ auf die Knie: Tacke 1997, 189 f.; vgl. Le Gall 1970, 204; Corrocher 2000. Für den Hinweis auf diesen Aufsatz und für die Vorlage für Abb. 3 danke ich Mme. Élisabeth Rab-eisen (Alésia/Dijon) sehr herzlich. – Vgl. zu Italien beispielsweise Desittere 1985.

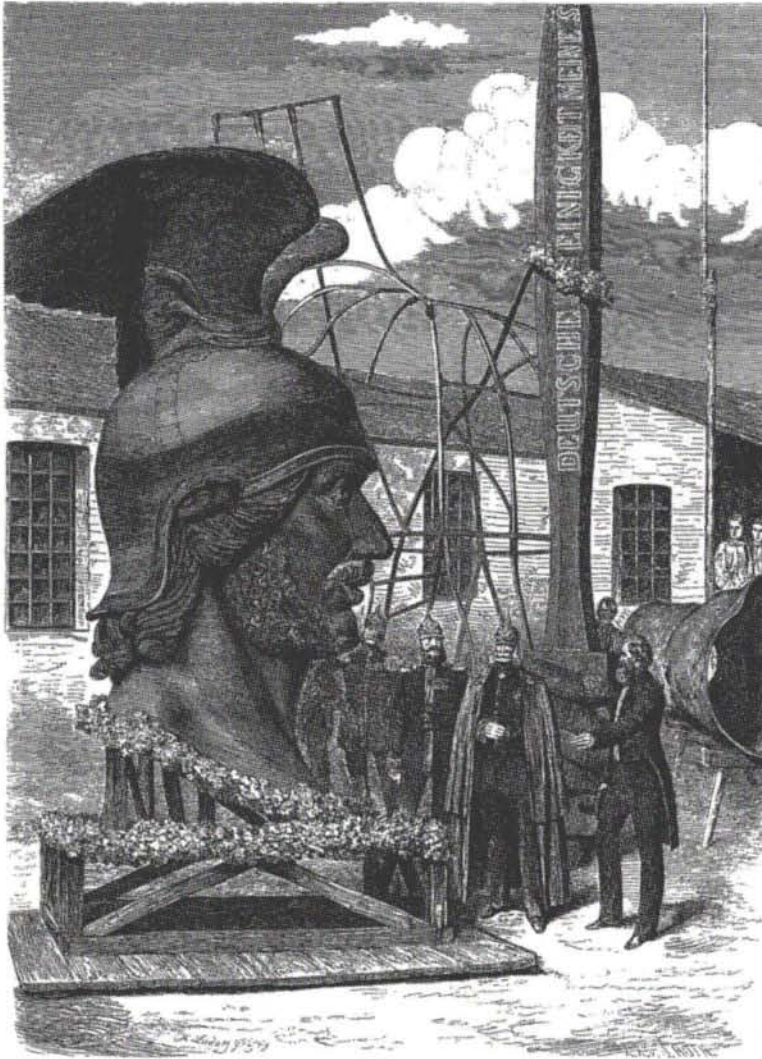


Abb. 2. Der preußische König Wilhelm I. (1797–1888) beim Besuch der Bildhauer-Werkstatt Ernst von Bandels (1800–1876) in Hannover am 14. Juni 1869: „Der Vertreter des neu erstarken- den Deutschthums, der mächtige Feldherr Gesamtdeutschlands nahm von dem Künstler selbst den Bericht über das von einer begeisterten Nation beabsichtigte Ehrenmal dessen entgegen, dem wir es danken, daß wir überhaupt noch Deutsche sind, daß wir, gleich Arminius' nächsten Nach- kommen, in deutscher Sprache Kampf- und Siegeslieder singen können.“ Die Inschrift auf dem Schwert lautet: *Deutsche Einigkeit meine Stärke / Meine Stärke Deutschlands Macht*. Weitere Zeilen mit nationaler Emphase zu Arminius, den antinapoleonischen Befreiungskriegen und dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 finden sich in den Nischen des Unterbaus (nach Uhde 1869, 693 Abb., Zitat 696)



Abb. 3. Durchfahrt der Statue des Vercingetorix durch Alise-Sainte-Reine (Côte-d'Or) am 22. August 1865. Auf einem Karren war die aufrechtstehende, fest verschnürte Statue von sechs Pferden von Paris nach Alise-Sainte-Reine gezogen worden. Die auf dem Sockel des Denkmals angebrachte Inschrift lautet: *La Gaule unie / qu'une seule nation / animée d'un même esprit / peut défier l'univers. / Napoléon III / à la mémoire de Vercingetorix* – in Anlehnung an Cäsar (*Bellum Gallicum* VII,29): *unum consilium totius Galliae [...], cuius consensui ne orbis quidem terrarum possit obsistere* (nach einer Postkarte der Zeit um 1900/1905 unter Verwendung eines Fotos von 1865; Musée Alésia Cliché 90–15)

wetterte auf der Schulkonferenz von 1890 gegen die bestehende Form des Gymnasialunterrichts und forderte vehement einen „deutschen“ Unterricht.⁴⁷ In dieses Klima stieß Kossinna mit seinen germanophilen Vorstellungen und bot ein passendes Paradigma an, um das nationale Fundament in der Vorgeschichte zu gründen.⁴⁸ Dies mochte sich – angesichts von Modernisierungsverlusten und Modernitätszweifeln – mit dem rückwärtsgewandten Ideal einer ländlich-bäuerlich geprägten Gesellschaft treffen, die den alten Germanen ein glückliches Leben ermöglicht habe (Abb. 2).⁴⁹ Gegen Ende des 19. Jahrhunderts glich sich die „ethnische Interpretation“ den modernen nationalen Grenzen an. Die Funde wurden zu Hinterlassenschaften der *eigenen* Vorfahren, und das hieß in Deutschland zu „germanischen“ Objekten.

Rudolf Virchow (1821–1902) äußerte sich über den nationalen Impetus der Prähistoriker nach der Reichsgründung: „Niemand wird sich in seinen Vorstellungen über den Zusammenhang unserer Prähistorie mit andern Kulturbewegungen frei machen können von der Betrachtung: waren unsere Vorfahren schon in der letzten Steinzeit in diesem Lande? sassen hier schon damals Germanen oder meinetwegen Slaven? sassen sie hier schon in wohlbegründeten Sitzen, die sie trotz der Aufnahme neuer Kulturelemente beibehielten? oder geschah damals eine grosse Verschiebung der Völkersitze, welche vielleicht mit dem ersten grossen Einbruch der östlichen Völker zusammenhängt? Wir mögen uns noch so sehr frei zu halten suchen von theoretischen Betrachtungen über die *Origines gentium*, es gibt doch kein Gemüth, das so hartgesotten wäre, dass es nicht zuletzt einigermaßen bestimmt wird von dem Gefühl der näheren Zusammengehörigkeit, in dem es mit andern Personen und in dem sein Volk mit andern Völkern steht [...] so ist es thatsächlich ein Verhältniss von äusserster Wichtigkeit für das Verständniss dessen, was

⁴⁷ „Wer selber auf dem Gymnasium gewesen ist und hinter die Coulissen gesehen hat, der weiß, wo es fehlt. Und da fehlt es vor allem *an der nationalen Basis*. Wir müssen als Grundlage für das Gymnasium das Deutsche nehmen; wir sollen nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer. Wir müssen von der Basis abgehen, die Jahrhunderte lang bestanden hat, von der alten klösterlichen Erziehung des Mittelalters, wo das Lateinische maßgebend war und ein bischen [sic!] Griechisch dazu. Das ist nicht mehr maßgebend, wir müssen das Deutsche zur Basis machen. Der deutsche Aufsatz muß der Mittelpunkt sein, um den sich alles dreht“; zitiert nach Lyon 1891, 82 f. (Hervorhebung im Original).

⁴⁸ Wahle 1941, 61; Brather 2001c; vgl. Grünert 2002.

⁴⁹ Mommsen 1965, 211, befürchtete in der Auseinandersetzung mit Treitschke, es werde wohl „bald so weit sein, daß als vollberechtigter Bürger nur derjenige gilt, der erstens seine Herkommen zurückzuführen vermag auf einen der drei Söhne des Mannus, zweitens das Evangelium so bekennet, wie der pastor collocutus es auslegt, und drittens sich ausweist als erfahren im Pflügen und Säen.“ – Vgl. Dörner 1995.

Tab. 1. Ausgewählte historische und archäologische Zeitschriften mit „sprechendem“ Titel. Die Titel beziehen sich auf einen latinisierten Landschaftsnamen, eine mythische Götterfigur oder den ideologisierten Forschungsgegenstand. Aufschlußreich ist das jeweilige erste Erscheinungsjahr, das sich mit seinerzeitigen politischen Entwicklungen korrelieren und erklären läßt. Die Mehrzahl der Zeitschriftentitel kam allerdings ohne programmatische Überhöhung aus – z. B. die *Prähistorische Zeitschrift*, *Památky Archeologické*, *Acta Archaeologica* usw.

Titel	erster Jahrgang	Erscheinungsort	Herausgeber
Carinthia	1811	Klagenfurt	Geschichtsverein für Kärnten
Prussia	1844	Königsberg i. Pr.	Altertumsgesellschaft Prussia
Alemannia	1873	Bonn, Freiburg i. Br.	Badischer Verein für Volkskunde
Światowit	1899	Warszawa	Erazm Majewski; Uniwersytet Warszawa, Instytut Archeologii
Mannus	1909	Leipzig	Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte
Germania	1917	Mainz	Römisch-Germanische Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, Frankfurt/M.
Dacia	1924	Bucureşti	Institut d'Archéologie V. Pârvan de l'Académie Roumaine
Sudeta	1925	Bodenbach, Reichenberg	Deutsche Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in der Tschechoslowakei
Volk und Rasse	1926	München, Berlin	Reichsausschuß für Volksgesundheitsdienst, Deutsche Gesellschaft für Rassenhygiene
Germanien	1929	Berlin	Ahnenerbe-Stiftung
Pannonia	1935	Pécs	Magyar Királyi Erzsébet Tudományegyetem
Germanenerbe	1936	Berlin, Leipzig	Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, Hauptstelle Vorgeschichte des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP
Offa	1936	Neumünster	Museum Vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel, Provinzialinstitut für Volks- und Landesforschung an der Universität Kiel
Viking	1937	Oslo	Norsk Arkeologisk Selskap
Volk und Vorzeit	1939	Karlsruhe	Badisches Landesamt für Denkmalpflege, Abt. Ur- und Frühgeschichte
Gallia	1943	Paris	Centre National de la Recherche Scientifique
Slavia antiqua	1948	Warszawa	Uniwersytet Poznań, Katedra Archeologii Polski i Powszechnej; Uniwersytet Warszawa, Katedra Archeologii Pradziejowej i Wczesnośredniowiecznej
Tor	1948	Uppsala	Institutionen för Nordisk Fornkunskap vid Uppsala Universitet
Bohemia	1960	München	Verein für Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern
Britannia	1970	London	Society for the Promotion of Roman Studies
Iliria	1971	Tiranë	Universiteti i Tiranës, Instituti i Historisë dhe i Gjuhësisë, Sektori i Arkeologjisë
Francia	1973	Sigmaringen	Deutsches Historisches Institut Paris

menschliche Entwicklung heisst, wenn man genau feststellen kann, wie lange sich die jetzige uns geläufige Kultur an ein bestimmtes höher veranlagtes Volk knüpft und in wie weit es möglich ist, dieses Volk als auf unserm Boden sesshaft anzunehmen. Das sind Fragen, mit denen wir uns beschäftigen müssen.“⁵⁰

Schienen diese und andere in der Öffentlichkeit gestellte Fragen Virchow von zentraler (politischer) Bedeutung zu sein, so war er doch Wissenschaftler genug, um nach systematischen Analysemethoden sowie nach tragfähigen, eindeutigen Argumenten zu ihrer Beantwortung zu suchen⁵¹: „Bei der Frage der Nationalität hört eigentlich alles regelrechte Fragen auf, sobald wir nicht mehr die Sprache, die Linguistik als Grundlage haben [...] Das war unsere grösste und wichtigste Aufgabe, und es hat die ganze Zeit des Jahrhunderts nicht ausgereicht, um Alles das zu zerstören, was aus thörichter Auffassung der Meinungen allmählich aufgebaut war“.⁵² Damit wandte sich Virchow sowohl aus grundsätzlichen wissenschaftlichen, methodologischen Erwägungen als auch aus politischen Gründen gegen die Vorstellung unveränderlicher „Wesenheiten“ und gegen die Herstellung fragwürdiger Verbindungen wie der zwischen Körperbau und Sprache.⁵³

Die deutsche Entwicklung von Kossinna bis zum Zweiten Weltkrieg⁵⁴ ist dennoch nur die Spitze eines gesamteuropäischen Eisbergs (Tab. 1).⁵⁵ Aus der vaterländischen Altertumskunde des 19. Jahrhunderts war zunehmend eine national(istisch)e Archäologie geworden.⁵⁶ Man konnte sich ihrer nicht nur zur nationalen Identitätsstiftung nach innen, sondern zunehmend auch zur Begründung ausenpolitischer Ziele bedienen.⁵⁷ Die nationale Emphase führte nahezu zwangsläufig zu einer Überbetonung von Autochthonie-Vorstellungen – die *eigenen* Vorfahren hatten eigentlich schon immer und ununterbrochen „hier“ gesiedelt.

⁵⁰ Virchow 1884, 74 f.

⁵¹ Vgl. Goschler 2002.

⁵² Virchow 1899, 82 f.

⁵³ Vgl. bereits Virchow 1874a, 35, mit deutlicher, empirisch begründeter Reserviertheit gegenüber Parallelisierungen von Anthropologie, Linguistik und Ethnizität. Daher rührt auch Virchows Diktum, „dass die Prähistorie kein Fach ist und wahrscheinlich keines werden wird“ (Virchow 1874b, VII).

⁵⁴ Vgl. Jentgens 2001, 15–71; Veit 1989.

⁵⁵ Vgl. Díaz-Andreu 2001; Smith 2001.

⁵⁶ Trigger 1984. Der Begriff der „vaterländischen Altertumskunde“ war durch die Bezeichnung „nationale Archäologie“ verdrängt worden; vgl. u. a. Vöel 1854, 735. – Zur Geschichte der Merowinger-Archäologie vgl. Effros 2003, 12–118; Fehr 2003, 124–591; Vallet 2000.

⁵⁷ Vgl. Renan [1871] 1947a, hier 456: „Vous [les Allemands – S. B.] avez levé dans le monde le drapeau de la politique ethnographique et archéologique en place de la politique libérale.“

Auf die preußischen bzw. deutschen Annexionen von 1864/1867 (Schleswig, Holstein, Lauenburg) bzw. 1870/1871 (Elsaß-Lothringen) reagierten Dänemark und Frankreich mit dem Versuch, die „Unrechtmäßigkeit“ des deutschen Vorgehens auch mit prähistorischen „Argumenten“ zu belegen.⁵⁸ Ebenso defensiv waren polnische Archäologen bemüht, das Existenzrecht ihres Staates nach seiner Wiederbegründung 1919 und nach der Befreiung 1945 archäologisch zu untermauern.⁵⁹ Auf deutscher Seite waren Gebietsansprüche (Polen, Böhmen) zuvor ebenfalls archäologisch „begründet“ worden.⁶⁰ Dem waren seit der Jahrhundertwende end- und fruchtlose Debatten um den illyrischen, „karpodakischen“ oder (ur-)slawischen Charakter der jungbronzezeitlichen „Lausitzer Kultur“ vorausgegangen.⁶¹ Sowjetische Archäologen verrannten sich in den 1920er Jahren zunächst in der abstrusen, „hyperautochthonen“ japhetischen Theorie Nikolaj Jakovlevič Marrs (1864–1934),⁶² um anschließend eine weiträumige, bis ins Neolithikum reichende slawische Vorgeschichte als Klammer des Vielvölkerstaats – und später der „sozialistischen Staatengemeinschaft“ – zu entdecken.

Französische Archäologen und Historiker suchten während des Ersten Weltkriegs die Verlegung der Ostgrenze Frankreichs an den Rhein mit Bodenfunden zu begründen.⁶³ In Deutschland verfolgten zwischen den Weltkriegen die massiv geförderten „Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften“ das Ziel, mit historischen und archäologischen Argumenten „deutschen Volks- und Kulturboden“ weit über Mitteleuropa hinaus nachzuweisen.⁶⁴ In Irland diente die Berufung auf eine keltische Vergangenheit und auf die „keltische“ Latène-Kultur der antibritischen Selbstbehauptung.⁶⁵ Das faschistische Italien Benito Mussolinis (1883–1945), aber auch Rumänien (hinsichtlich der Daker) waren von der These einer ungebrochenen Kontinuität zumindest seit der Antike nahezu besessen.⁶⁶ Die modernen Albaner griffen ebenso auf die Antike zurück und betrachteten die Illyrer als ihre direkten Vorfahren.

⁵⁸ Stig Sørensen 1996, 31; Kristiansen 1981, 26; Schnapp 1996, 56; Dietler 1994, 587–593.

⁵⁹ Rączkowski 1996, 201–213; Stolpiak 1984.

⁶⁰ Kossinna 1919; v. Richthofen 1929; L. Zott/v. Richthofen 1940.

⁶¹ „Illyrisch“ bei Kossinna 1912, 287–294, bis hin zu panillyrischen Vorstellungen bei v. Scala 1908; „karpodakisch“ anfänglich bei Kossinna 1902, 213; „urslawisch“ bei Pič 1907, 275, und „protoslawisch“ bei Sergi 1898.

⁶² Alpatov 1991; Klejn 1997, 198–227; Formozov 1986.

⁶³ Fehr 2003, 202–214.

⁶⁴ Fahlbusch 1999.

⁶⁵ Cooney 1986, 157 f.; Hutchinson 2001.

⁶⁶ Guidi 1996, 113; Manacorda 1982.

Diese Argumentationen, deren Aufzählung sich mühelos weiter verlängern ließe⁶⁷, wurden – dies muß hier betont werden – nur von einem Teil der Archäologen betrieben und hatten vor allem in bestimmten historischen Konstellationen Konjunktur. Sie prägten lediglich einen Teil der archäologischen Literatur und ihrer Diskurse, denen im folgenden die Kritik gilt. Stets gab es wichtige thematische und methodische Strömungen, die andere Fragestellungen und methodische Ansätze verfolgten.⁶⁸ An erster Stelle ist die naturwissenschaftlich-anthropologisch ausgerichtete Forschung zu nennen, die sich vor allem mit der Altsteinzeit beschäftigte und mit Namen wie Jacques Boucher de Perthes (1788–1868), Gabriel de Mortillet (1821–1898) und Rudolf Virchow zu verbinden ist.⁶⁹

Doch auch viele Archäologen, die für frühgeschichtliche Zeiten die Entstehung der antiken und mittelalterlichen „Völker“ als wichtiges Thema betrachteten, sahen die zentralen methodischen Probleme und warnten vor übereilten Schlüssen. Auch die *Kritik* am „ethnischen Paradigma“ besitzt bereits eine lange Geschichte. Beispielsweise befürchtete Moritz Hoernes (1852–1917) von der „germanischen“ Prähistorie [...], daß] der deutsche Stammbaum [...] nächstens bis in die paläozoische Formation zurückverfolgt werden“ würde.⁷⁰ Sigmund Feist (1865–1943) bedauerte, daß „ausschließlich in Deutschland – nicht in den nordischen Ländern – die nationale Eitelkeit als Vorspann gewählt worden“ war.⁷¹ Skeptisch waren ebenso Max Ebert (1879–1929), Carl Schuchhardt (1859–1943)⁷² und Karl Hermann Jacob-Friesen (1886–1960).⁷³ Historiker wie Eduard Meyer (1855–1930) meinten, daß sich mit archäologischen Argumenten kultureller „Kontinuität“, wie sie auch Kos-

⁶⁷ Vgl. Dockser Marcus 2001; Silberman 2001; *Archaeology under fire* 1998. – Zu beachten bleiben unterschiedliche individuelle Absichten und verschiedene Spielarten von Nationalismus, d. h. eines auf Staat und Nation zielenden Denkens. Beispielsweise zielte man in Deutschland primär auf das „Volk“ (die Germanen), während in Frankreich das Territorium (Gallien) im Mittelpunkt stand.

⁶⁸ Auf diese alternativen Ansätze sei in Kap. VI eingegangen. – Diese beiden Richtungen in der archäologischen Forschung nehmen sich gegenseitig nur eingeschränkt war, weil sie mit den Ansätzen der anderen jeweils wenig anfangen können; vgl. Lavan 2003, xiii f.

⁶⁹ Vgl. Fettes 2000; Kaeser 2002.

⁷⁰ Hoernes 1905, 238 Anm. 1. Hoernes griff in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen häufiger zu Ironie und Sarkasmus.

⁷¹ Feist 1913, 487.

⁷² Schuchhardt 1939, V, hielt z. B. alle in der Zwischenkriegszeit erschienenen Überblicke über die Vorgeschichte in Deutschland für „Vorgeschichten der Germanen, und vielleicht noch in einseitiger Auffassung“.

⁷³ Jacob-Friesen 1928, 137–145.

sinna verwandte, „eine ununterbrochene Besiedelung [...] so ziemlich für jedes von Indogermanen bewohnte Gebiet erweisen“ lasse.⁷⁴

Der Prähistoriker Hans Jürgen Eggers (1906–1975) erkannte schließlich, daß der „Kardinalfehler der ‚Methode Kossinna‘ [...] in der Fragestellung“⁷⁵ bzw. in der selbstverständlichen Annahme lag, „daß archäologische und literarische Quellen genau die *gleiche* Aussage über ein historisches Ereignis, einen historischen Zustand, machen müßten“.⁷⁶ Damit hatte er den entscheidenden methodischen Schritt zur Überwindung des „ethnischen Paradigmas“ getan. Die Fragen *anders* bzw. *andere* Fragen zu stellen, hätte diesen Gedanken konsequent fortgeführt, ohne den Anspruch auf historische Erkenntnis – wenn auch in etwas anderem Sinne – aufzugeben. Soweit vermochte allerdings auch der weitblickende Eggers nicht zu gehen: „Die Vorgeschichte würde sich als historische Wissenschaft selber aufgeben, würde sie nicht immer und immer wieder den Versuch machen, auch das Problem der ethnischen Deutung zu lösen.“⁷⁷ Der Charakter der Archäologie als historischer Wissenschaft steht und fällt aber nicht allein mit der Frage nach der ethnischen Interpretation – ebensowenig, wie sich Geschichte auf politische Aspekte beschränken läßt.

Wenn im folgenden das „ethnische Paradigma“ im Mittelpunkt der Betrachtungen steht, bedeutet das also zwangsläufig einen eingeschränkten, einseitigen Blick auf Geschichte und Methodik der frühgeschichtlichen Archäologie. Diese methodische Einseitigkeit zu analysieren und Alternativen zu betonen, stellt das Ziel der vorliegenden Arbeit dar. Dabei geht es nicht allein um den innerarchäologischen Methoden-Diskurs, sondern auch darum, den Nachbardisziplinen die Interpretationsprobleme offenzulegen und dadurch das unreflektierte Weitertragen überholter Vorstellungen – z. B. „germanischer Expansion“ seit der Bronzezeit – zu erschweren.⁷⁸ Denn eine nüchtern abwägende Bilanz ist die Voraussetzung für erfolgreiche interdisziplinäre Forschung.

⁷⁴ Meyer 1893, 43.

⁷⁵ Eggers 1986, 274.

⁷⁶ Eggers 1986, 271 (Hervorhebung im Original).

⁷⁷ Eggers 1986, 200. Ebenso wird für die Archäologie des frühen Mittelalters formuliert, daß klare „ethnische Unterscheidungen“ die zentrale Aufgabe der Forschung und ihre Daseinsberechtigung darstellen; Zöllner 1970, 192; Bierbrauer 1988, 637 f. J. Werner 1979, 15, formulierte apodiktisch: „Zur Debatte stehen nicht archäologische Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, sondern der ethnische Aussagewert archäologischen Fundstoffs, den man auch beim Anlegen strengster Kriterien prinzipiell nicht in Abrede stellen kann.“

⁷⁸ Entsprechende Karten und Passagen finden sich auch heute in allgemein verbreiteten Übersichten: Kinder/Hilgemann 1991, 108 f.; Meineke/Schwerdt 2001, 40–50; König 1978, 46 f.

III. Begriffe: zentrale Klassifikationen im 19. und 20. Jahrhundert

Wissenschaften benutzen schon aus rein pragmatischen Verständigungs- und Ordnungsgründen klassifikatorische Begriffe. Ohne diese Hilfsmittel wäre eine Analyse schlicht nicht möglich.¹ Die stark in romantischen Vorstellungen verwurzelten Sozialwissenschaften betrachteten jedoch „Kulturen“, „Sprachen“, „Rassen“ und „Völker“ seit dem frühen 19. Jahrhundert zunehmend als tatsächlich existierende, abgeschlossene, homogene und kongruente Einheiten (Abb. 4)² – verwechselten also analytische Termini immer mehr mit historischen Realitäten. Dazu trug vor allem bei, daß die wissenschafts-immanenten, logischen Funktionen dieser theoretischen Kategorien mit ihren öffentlichen, kulturellen Funktionen, die beide zwar aus denselben Erklärungsbedürfnissen herrührten, aber dennoch unterschiedliche Geltung besaßen, vermischt wurden.³ Nicht nur Ethnologie und Prähistorie, Anthropologie und Philologie richteten daran ihre Fragestellungen aus und verabsolutierten damit die Auffassung eines gewissermaßen aus mythischer Tiefe kommenden, im Kern unwandelbaren Charakters von Völkern. Denn „Volk“ bzw. „Nation“ bildete den Kernbegriff und Ausgangspunkt.

Daneben zielten die zeitgenössische Gegenwart mit ihren modernen, sämtliche Untertanen erfassenden Verwaltungen und deren Erfordernissen sowie die damit anscheinend verbundenen Nationalstaatsideen auf eine allseits homogene Binnenstruktur.⁴ Sie schienen damit die Auffassungen von individuellen, ewigen und unveränderlichen „Volksgeistern“ zu bekräftigen. Tatsächlich entwickelten sich erst seit dem 19. Jahrhundert allmählich festgefügte, homogene und abgeschlossene Staatsnationen, die damit keineswegs urtümliche, unveränderliche und eigengesetzliche „Gemeinschaften“ gewesen wa-

¹ Landwehr 2001, 9–22.

² Kritische Diskussion bereits bei Jacob-Friesen 1928, 2–5, 35–38, 68–72, 137–145.

³ Hardtwig 1990, 107 f.

⁴ Der Nationalismus geht auf Modernisierungskrisen und Revolutionen zurück, wurde dann aber für die Nationalstaaten zu einer „Legitimations-, Integrations- und Mobilisierungs-ideologie“; Wehler 2001, 18, 25, 63 (Zitat).

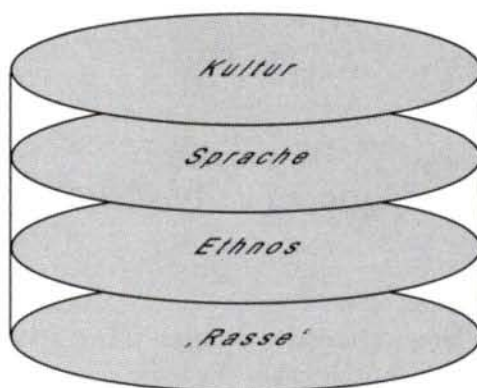


Abb. 4. Romantische Auffassung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Kultur, Volk, Sprache und „Rasse“ seien jeweils homogene und nach außen scharf geschiedene, einander kongruente Totalitäten. Denkbar wäre eine solche Konstellation allenfalls in einer stark isolierten Inselfituation ohne äußere Kontakte. Für nahezu alle historisch bekannten Situationen erweist sich dieses Bild als völlig unzutreffend, denn Kulturen bzw. Gesellschaften existieren nie in der Isolation von ihren Nachbarn. Die sich daraus ergebenden Beziehungen haben unscharfe Grenzen zur Folge.

Verschiedene Bereiche bzw. Ebenen des Austauschs tragen zur diffusen Abgrenzung bei

ren.⁵ Und die Ethnologie kann heute zeigen, daß viele Feldforschungen und Kolonialverwaltungen jene „Stämme“ erst hervorbrachten, die als Paradebeispiele primitiver sozialer Strukturen dienten.⁶ Die Wissenschaftsentwicklung führte schließlich dazu, daß „social scientists (including anthropologists and archaeologists) may have developed paradigms ‚to explain that which they have themselves created‘“.⁷ Das methodische Grundproblem dürfte darin liegen, daß statt analytischer Ansätze eher deskriptive Untersuchungen betrieben wurden.

Viele der bis heute gebräuchlichen Vorstellungen über Wanderungen, Diffusion und ethnische Veränderungen beziehen ihre Voraussetzungen weithin noch aus dem 19. Jahrhundert. Zwar lassen sich Elemente dieses Diskurses viel weiter zurückverfolgen, doch relevant wurde dieses Konzept erst unter den nationalstaatlichen Rahmenbedingungen seit der Französischen Revolution und damit einhergehenden Gesellschafts- und Geschichtskonzepten. Die unter diesen Bedingungen geprägten Begriffe werden heute weiterhin ver-

⁵ Hobsbawm 1996, passim.

⁶ Vgl. Lentz 1998. Deshalb ist es wohl irreführend, wie Leroi-Gourhan 1980, 275, anzunehmen, daß „die Ethnie die charakteristische Form der Gruppenbildung bei den Menschen“ sei.

⁷ Jones 1996, 74.

wendet, ohne daß deren Implikationen ausreichend reflektiert und die damit verbundenen methodischen Konsequenzen deutlich würden. Doch Begriffe und analytische Konzepte bestimmen die erzielten Ergebnisse: „Unsere ganze historische Begriffs- und Bildersprache bedarf der Kontrolle, damit nicht ständig Klischees wiederkehren und damit nicht Vorstellungen aufkommen, sich festsetzen, zu herrschen beginnen, die der wissenschaftlichen Erkenntnis nachteilig sind“.⁸ Ein Blick auf die Entwicklung der für die bisherige Forschung (in unterschiedlicher Gewichtung) zentralen klassifikatorischen Begriffe „Volk“, „Kultur“⁹, „Rasse“ und „Sprache“ soll diesen Hintergrund etwas erhellen, um zunächst auf die daraus resultierenden methodischen Probleme aufmerksam zu machen.¹⁰

Wenn die Vorstellung geschlossener, homogener und kongruenter Einheiten (in ethnischer, kultureller, anthropologischer und sprachlicher Hinsicht) aufgebrochen werden kann, lassen sich auch das traditionelle Interpretationsraster überwinden und Fragen neu und anders stellen. Zahlreich sind die Versuche, „archäologische Kulturen“ mit den Ergebnissen anderer historischer Disziplinen zu parallelisieren. Dazu gehören die Identifizierung von Sprachgruppen, von ethnischen Gruppen und von biologischen Populationen im archäologischen Material. Ein solches Vorhaben kann nur dann gelingen, wenn es sich jeweils um distinkte und homogene Gruppen handelte sowie die Entwicklungen und Veränderungen (Kontinuitäten und Diskontinuitäten) alle Lebensbereiche gleichermaßen und synchron erfaßten. Dieser Fall dürfte, zumindest für Europa, wohl die historische Ausnahme darstellen. Denn Gesellschaften stellen durchaus heterogene, aus verschiedenen Gruppierungen zusammengesetzte Gebilde dar, und Nachbarn pflegen verschiedene Formen des Austausches miteinander, wodurch sich wechselseitige Einflüsse und Angleichungen ergeben.

Auf der methodologischen Ebene ist darauf hinzuweisen, daß die jeweils spezifischen Quellen der beteiligten Disziplinen (Historiographie, Linguistik, Humanbiologie) nur jeweils *bestimmte* Einsichten ermöglichen. Die Erkenntnisse betreffen unterschiedliche Bereiche einstiger Realität, weshalb eine un-

⁸ Wittram 1969, 34. – Daher würde sich eine kritische Überprüfung einer Reihe weiterer, oft unzureichend reflektierter Begriffe wie „Sitte“ und „Brauch“, „Tracht“, „Volksglaube“ und „Aberglaube“, „Synkretismus“ und „Amulett“, „Import“ und „Handel“ sowie der zugrundeliegenden Konzepte empfehlen.

⁹ Zu Religion und Religionsgeschichte vgl. Kippenberg 1997.

¹⁰ Die unzulässige Vermischung dieser vier Kategorien kritisierte bereits de Laet 1954, 145: „les concepts langue, race, nation, culture archéologique sont systématiquement confondus et malaxés“.

mittelbare Parallelisierung schwierig bleibt und eher einander ergänzende als bestätigende Aussagen mit dem Ziel einer *histoire totale* erbringt. Der Austausch zwischen den Disziplinen darf nicht übersehen, wenn Aussagen und Hypothesen wechselseitig voneinander abhängen – und sich so nur scheinbar gegenseitig stützen. Zu beachten bleibt, daß „Ethnien“ und „archäologische Kulturen“, „Sprachen“ und „Rassen“ wissenschaftliche Abstraktionen darstellen, die sich nicht unvermittelt miteinander in Beziehung setzen lassen. Interdisziplinäre Begriffe oder besser in mehreren Disziplinen verwandte Begriffe sind problematisch, weil sie in jeder Wissenschaft eine ganz spezifische Bedeutung besitzen.¹¹ Daher verbietet sich eine direkte Verknüpfung ereignisgeschichtlicher und archäologischer, linguistischer und anthropologischer Modelle bzw. Rekonstruktionen.

Im folgenden richtet sich das Schwergewicht auf die Begriffsentwicklung in den *Nachbardisziplinen*. Denn von diesen bezog die Prähistorie die Anregungen für ihre Fragestellungen und Interpretationen. Einzig auf den Begriff der „archäologischen Kultur“ ist gesondert einzugehen. Denn dieser Begriff stellt eine methodische „Eigenentwicklung“ der Archäologie dar, auch wenn er von Vorstellungen der Ethnologie geprägt worden ist. Die Darstellung beschränkt sich auf einige Aspekte der Begriffsentwicklung, die für die Archäologie eine Rolle spielten. Erst Kenntnis und Verständnis der Modelle relevanter Nachbardisziplinen sowie der zugrundeliegenden Ausgangsannahmen ermöglichen es, die Übertragung und Verwendung dieser Konzepte in der Archäologie (im Rahmen des „ethnischen Paradigmas“) beurteilen zu können. Dieser begriffsgeschichtliche Hintergrund sei zunächst erörtert, bevor im Anschluß auf die Struktur von Identitätsgruppen, die Grundzüge antiker und frühmittelalterlicher ethnographischer Beschreibungen¹² sowie die methodischen Probleme archäologischer Interpretationen eingegangen wird.¹³

1. Das „Volk“

Von zentraler Bedeutung im Hinblick auf „ethnische Interpretationen“ ist der Begriff des „Volkes“, der in den letzten Jahrzehnten oft durch „ethnische Gruppe“ ersetzt worden ist. Das eigene Volk bzw. fremde Völker bildeten und bilden den Gegenstand von Volkskunde und Ethnologie. Innerhalb der

¹¹ Wenskus 1986.

¹² Kap. IV.

¹³ Vgl. Kap. V.

Prähistorie suchte und sucht man häufig, deren Ursprünge anhand des im Boden überlieferten Sachguts aufzuhellen. Insofern läßt sich für manche Ansätze tatsächlich feststellen, „daß die Archäologie die wichtigste Hilfswissenschaft der historisch rekonstruierenden Ethnographie geworden ist.“¹⁴ Dabei wird meist übersehen, daß die moderne Vorstellung vom „Volk“ im späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts entstand.¹⁵ Diese Vorstellung beschreibt die modernen, nationalstaatlichen Verhältnisse und kann deshalb nicht unmittelbar auf jene gesellschaftlichen Strukturen übertragen werden, die Gegenstand der genannten Disziplinen sind. Für die prähistorische Archäologie bedeutet die Identifizierung antiker „Völker“ in den Bodenfunden denn auch „nur“ noch eine von vielen Fragestellungen.

a) Vom „gemeinen Volk“ zur „Nation“

Das „Volk“¹⁶ bezeichnete noch im 18. Jahrhundert vor allem die „Massen“, also die Unterschichten, wie das schon zur Karolingerzeit gelten konnte. Im modernen soziologischen Sprachgebrauch wird diese Bedeutung mit dem Begriff „Demos“ belegt.¹⁷ In dieser Weise verstanden, konnte das gemeine „Volk“ (im Gegensatz zur Elite) zum Adressaten der Belehrung der deutschen Aufklärung und zur Grundlage des Gedankens einer Volkssouveränität werden. „Volk“ und „Nation“ wurden bis ins 18. Jahrhundert hinein häufig synonym verwendet. Als zentrale Kategorien von Gesellschaften erlangten sie erst dann allmählich ihre spätere Bedeutung. Daraus ergeben sich erhebliche Schwierigkeiten bei der Interpretation (früh-)mittelalterlicher und antiker Schriftquellen. Die Vielfalt der für unterschiedliche Gruppen verwendeten, nahezu austauschbaren Begriffe – *gens*, *natio*, *populus*, *ethnos*, *exercitus* – erlaubt nur unter sorgfältiger Berücksichtigung des Kontextes eine ungefähre Annäherung an die Bedeutung im Einzelfall – Volk, Stamm, Herkunft, Barbaren, Heer. Globale Übersetzungsversuche müssen daher in die Irre führen.¹⁸

Die „Entdeckung des Volkes“ setzte Ende des 18. Jahrhunderts ein, als sich Intellektuelle des gesellschaftlichen Wandels und der damit einhergehenden

¹⁴ Mühlmann 1968, 210.

¹⁵ Elwert 1989, 441.

¹⁶ Zur Begriffsgeschichte Koselleck/Gschnitzer/Werner/Schönemann 1992.

¹⁷ Für die deutsche Begriffsentwicklung erwies sich die praktische Gleichsetzung von „ethnos“ und „demos“ als besonders folgenswer; Heckmann 1991.

¹⁸ Vgl. Kap. IV,7–8.

Veränderungen der traditionellen Unterschichtenkultur bewußt wurden. Lieder und Märchen sollten aufgezeichnet und so vor dem vermeintlich bevorstehenden Untergang gerettet werden. Auf diese Weise entstanden zahlreiche neue Begriffe mit dem Präfix „Volk-“: Volkslieder, Volksmärchen, Volkssagen, Volksmusik, Volksbuch, Volkstrachten usw. Das Interesse am Volk war hauptsächlich auf dreierlei Art begründet: 1. *ästhetisch*: das Volk schien ursprünglich, einfach und rein, nicht künstlich und klassizistisch zu sein; 2. *intellektuell*: archaische Mythen und Überlieferungen galten als der aufklärerischen Vernunft überlegen; 3. *politisch*: die Kultur des Volkes konnte zum Kern eines Nationalbewußtseins stilisiert werden. Die Romantik gelangte zu drei zentralen Thesen über die Volkskultur: 1. sie ist *ursprünglich*, d. h., sie stammt aus grauer Vorzeit; 2. es gibt eine *kollektive Schöpferkraft* („Volksgeist“), „das Volk dichtet“; 3. die *Volksseele ist rein und echt*, nur die bäuerliche Landbevölkerung bewahrt noch die ursprünglichen Gebräuche.¹⁹

Die Romantik „adelte“ den Volksbegriff gegen Ende des 18. Jahrhunderts gewissermaßen. Johann Gottfried Herder (1744–1803) zufolge machten nicht Äußerlichkeiten Volk und Nation zu – zivilisierten – menschlichen Gemeinschaften, sondern erst Sprache und Poesie. Historisch und kulturell, d. h. vor allem sprachlich, begründet, schienen sie mehr als nur die bloße Summe ihrer Mitglieder zu sein. Sie besaßen – als Kollektivindividuen – selbst quasi urwüchsig und beständig „Geist“ und „Seele“.²⁰ Die Romantiker neigten unter Ausblendung der sozialen Gegebenheiten zu melancholischer Verinnerlichung und großartiger Zukunftserwartung.²¹ Ursache dafür waren eine einseitige Wahrnehmung der Ereignisse und Entwicklungen zwischen 1789 und 1815 sowie tiefempfundene Unsicherheiten aufgrund einschneidender Veränderungen der sozialen Strukturen. Selbstvergewisserung wurde angesichts dessen zu einem wichtigen Ziel.

Das lenkte die Sehnsucht mancher bürgerlicher und konservativer Kreise auf das verlorene, gute alte Mittelalter. Dabei verfiel man sich auf der Suche nach Volksgeist, Volksseele oder Volkstum rasch im Gestrüpp des Mythischen. Volkssage und -märchen, -glaube und -brauch wurden nach ihren

¹⁹ Burke 1985, 23–26, 34 f.; H. Schulze 1994, 172–188; Koziółek 1986.

²⁰ Herder [1793–1797] 1881/1883; [1784–1785] 1887; [1787–1791] 1909; [1774] 1891. Vgl. Zaremba 1985; A. Assmann 2001. Herder war – wie manch anderer Philosoph, Historiker oder Archäologe (z. B. Immanuel Kant, Gustaf Kossinna, Herbert Jankuhn) – für derartige Probleme offensichtlich durch seine baltische Herkunft sensibilisiert. Bei vielen anderen spielte, trotz gleicher Auffassungen, die regionale Herkunft keine Rolle – aber der Wirkungskreis (Albert Brackmann, Theodor Schieder, Werner Conze).

²¹ Emmerich 1971, 26.

Wurzeln befragt und unter „historischem“ Blickwinkel bis ins „germanische Altertum“ zurückverfolgt, statt (auch) nach deren Rolle im seinerzeitigen Leben zu fragen. Der hier entstehende Mythos²² (oder die „intentionale Geschichte“²³) eines geradezu ewigen, unveränderlichen Volksgeistes versprach, Vergangenes als vollkommen – und „Nahrung, vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft“ zu sein.²⁴ Die Kritik an den herrschenden, „ungleichzeitigen“ gesellschaftlichen Verhältnissen (industrielle Revolution, kapitalistische Wirtschaft, politische Machtverteilung) äußerte sich als Kulturkritik und damit als Sehnsucht nach einem „verlorenen Paradies“.

„Nationalruhm“ helfe in bestimmten historischen Situationen bei der Identitätsbildung, sei aber als „täuschender Verführer“ eine Gefahr in der Politik, meinte Herder.²⁵ Ebenso betonte Immanuel Kant (1724–1804), daß Nationalismen als irrationale, niedere Instinkte durch eine vernunftbegründete Identifizierung mit dem bürgerlichen Staat einerseits und mit einer universalen Friedensordnung andererseits bekämpft werden müßten.²⁶ Schon Adam Ferguson (1723–1816) war aufgefallen, daß der „Nationalgeist“ einer bürgerlichen Gesellschaft zu fremdenfeindlichen und ethnozentrischen Auffassungen neigt und vor allem in Krisenphasen eines Staates oder „Volkes“ (besser: einer Gesellschaft) von besonderer Relevanz wird: „Das Wort *Barbar* [...] und das Wort *Heide* [...] diene jeweils nur dazu, den Fremden zu kennzeichnen, dessen Sprache und Stammbaum vom eigenen unterschieden war“. Ferguson bemerkte mit ideologiekritischem Blick, „daß jene berühmten Nationen einen großen Teil ihres Rufes nicht dem tatsächlichen Inhalt ihrer Geschichte verdanken, sondern vielmehr der Art und Weise, wie diese überliefert worden ist, d. h. der Fähigkeit ihrer Historiker und anderer Schriftsteller“.²⁷ Ungeachtet dieser grundsätzlichen Kritik gewannen aufgrund der politischen Entwicklungen Nationalgefühl und Nationalismus im 19. Jahrhundert zunehmend an Boden.

²² Vgl. Speth 2000.

²³ Zum Begriff: Gehrke 1994, 247.

²⁴ J. Grimm/W. Grimm 1819, V.

²⁵ Herder [1793–1797] 1883, 208.

²⁶ Kant [1795] 1912b. – Vgl. Schopenhauer [1850] 1921, 66: „Die wohlfeilste Art des Stolzes hingegen ist der Nationalstolz. Denn er verräth in dem damit Behafteten den Mangel an *individuellen* Eigenschaften, auf die er stolz sein könnte, indem er sonst nicht zu Dem greifen würde, was er mit so vielen Millionen theilt. [...] jeder erbärmliche Tropf, der nichts in der Welt hat, darauf er stolz sein könnte, ergreift das letzte Mittel, auf die Nation, der er gerade angehört, stolz zu sein“ (Hervorhebung im Original).

²⁷ Ferguson [1767] 1986, 369, 383, 355.

Mit der Französischen Revolution setzte sich das Ideal einer „Nation“ von freien und gleichen Bürgern durch, womit *alle* Untertanen des Staatsverbands ohne Rücksicht auf ihren Stand gemeint waren.²⁸ Beamte und Staatswissenschaftler wie der Freiherr zum Stein (1757–1831) oder Johann Joseph v. Görres (1776–1848) setzten in der napoleonischen Ära aus pragmatischen Gründen auf partikularstaatliche Identitäten der Gebildeten.²⁹ Daß die Aufhebung der Stände auf den Widerspruch konservativ eingestellter Zeitgenossen stieß, verwundert nicht. Justus Möser (1720–1794) argumentierte vehement gegen den Gleichheitsanspruch, denn „es würde vielmehr die offenbarste Erschleichung sein, wenn die letztern oder Minderberechtigten, ein Menschenrecht aufstellen, durch ihre Mehrheit die bisherige Konstitution aufheben und sich, als gleiche Menschen mit den erstern gleiche Rechte beilegen wollten“.³⁰ Die entstehenden modernen Staatsverwaltungen³¹ und die dafür erforderliche, möglichst vollständige Erfassung aller Einwohner (für Zwecke des Militärs, der Steuern, der Schule usw.), moderne Kommunikationsmittel und Verkehrssprachen förderten entsprechende, legitimierende „Nations“-Vorstellungen.³² Eine gesamt-nationale, überständische „Identität“ wurde scheinbar zur Notwendigkeit, um den politischen Grenzziehungen Akzeptanz und Stabilität zu verleihen. Als kulturelle Strategie vermochte „Nation“ in diesem Sinne „starke zentripetale und integrative Vergesellschaftungseffekte“ zu bewirken.³³ Der moderne Nationalismus erwies sich als massenwirksames, säkulares (und in seiner Struktur dennoch fast gläubiges) Integrationsmodell für Massengesellschaften.³⁴ Es bezog seine Stärke aus der Möglichkeit, über alle sozialen Unterschiede in einer Gesellschaft, einer Nation bzw. einem Staat hinweg kulturelle Homogenität bzw. Gleichheit aller Angehörigen zu behaupten.

Im deutschen Sprachgebrauch wurde die „Nation“ zum Widerpart des „Volkes“. Das „Volk“ bezeichnete zunehmend den politischen Untertanenverband innerhalb moderner Grenzen, die „Nation“ dagegen eine Kultur-, Sprach- und Abstammungsgemeinschaft. Die Anstöße für diese begriffliche Unterscheidung gingen auf die zeitgenössischen sozialen und politischen Umbrüche des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie die deutsch-französi-

²⁸ Fehrenbach 1986; H. Schulze 1994, 189–208.

²⁹ „In Teutschland widerstrebt zuoberst die religiöse Entzweiung dieser Einheit; ihr widerstrebt der uralte selbständig eigentümliche Stammesgeist“; v. Görres [1814] 1928, o. S.

³⁰ Möser [1791] 1958, 180.

³¹ Maier 1986.

³² Wehler 2001, 45–48.

³³ Kaschuba 1993, 60. – Zur Figur der Germania als Symbol: Gall 1993.

³⁴ Wehler 2001, 32 f.

schen Auseinandersetzungen der napoleonischen Zeit zurück. In dieser „spezifischen Konstellation [...] und einer damit verbundenen Identitätskrise der Deutschen“ entwickelten sich „Volk“ und „Nation“ „zu jeweils komplementär besetzten Begriffen, [...] in [denen sich ...] Selbstdeutung und Fremdwahrnehmung wechselseitig verschränkten“.³⁵ „Französischer Nationalstaat“ und „deutsche Kulturnation“ wurden damit einander idealtypisch gegenübergestellt.³⁶ Aus der Beschreibung wurde ein politisches Programm, das sich schließlich um 1860 zu einer hochgradig politisierten Vorstellung in der Öffentlichkeit und der Geschichtswissenschaft entwickelte. Die genuin politischen, nicht analytisch-historischen Begriffe „Volk“ und „Nation“ wandelten sich, sobald „Sprache und Kultur in die Begriffsbestimmung einbezogen wurden, [...] zunehmend zu politischen Faktoren“. Daran dachte man in Deutschland „mit einem emphatisch entwickelten vorpolitischen Volksbegriff“ vorbei. Das „Volk“ geriet im Verständnis der Zeitgenossen zu einer „wesenhaften Substanz, die auf gar keinen Begriff gebracht, nur erlebt werden könne“.³⁷ Diese Auffassung vom „Wesen“, dem unwandelbaren „Kern“ eines „Volkes“ tendierte zur quasireligiösen Verklärung,³⁸ positiv gesteigert bis hin zum „Gottesvolk“. Diese Überhöhung nach innen wurde in asymmetrischer Weise mit einer pejorativen Abgrenzung nach außen verbunden, mitunter sogar mit einem Sendungsbewußtsein versehen.

Diesen Vorstellungen neigten besonders sozial ungebundene und ungesicherte, politisch einflußlose mittelständische „Intellektuelle“ zu, die ihre Vorstellungen aus der politischen Opposition heraus entwickelten.³⁹ Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) definierte Volkszugehörigkeit nicht über Abstammung oder Sprache, sondern durch die (richtige) Einstellung: „Alle, die entweder selbst, schöpferisch und hervorbringend das Neue, leben, oder die [...] das Nichtige wenigstens entschieden fallen lassen [...] oder die [...] die Freiheit wenigstens ahnen, und sie nicht hassen [...] alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als Volk betrachtet werden, ein Urvolk, das Volk schlechtweg, Deutsche“.⁴⁰ Die Grundlage der deutschen Identität fand „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) im „Volkstum“: „Es ist das

³⁵ Schönemann 1992, 327.

³⁶ Kallscheuer/Leggewie 1994.

³⁷ Koselleck 1992, 389.

³⁸ Aber auch der Kunst: Ziolkowski 1994, 391–478.

³⁹ Giesen 1993, 130–162; Hagemann 2002, 158–203, zu sozialen Hintergründen; ebd., 204–393, zu den Diskursen.

⁴⁰ Fichte [1808] 1910, 485. Vgl. M. Petri 1990. Diese Vorstellungen lassen sich wohl auch als „kultureller Nationalismus“ beschreiben.

Gemeinsame des Volks, sein inwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wiedererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein *volkstümliches* Denken und Fühlen, Lieben und Hasen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben“.⁴¹ Ernst Moritz Arndt (1769–1860) zeichnete mit seinem Franzosenhaß ein suggestives Schwarz-Weiß-Bild, das mythische Identitätsstiftung durch Aggression nach außen zu erreichen suchte.⁴² Die „deutsche Nation“ wurde zur übergeordneten, unangreifbaren Instanz – zuerst als Adressatin partikularer Reformbestrebungen, dann als Integrationsmuster gegen Napoleon, geriet sie nach 1815 zum politischen Ziel einer (gesamt-)deutschen Verfassung.

Stärker noch als der bereits erwähnte Herder prägte Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831) die Vorstellung vom „Volksgeist“ und trug zu seiner Popularisierung wesentlich bei.⁴³ Hegel sah „die Entwicklung des Bewußtseins des Geistes und seiner Freiheit“ in der Weltgeschichte stufenweise vor sich gehen, wobei „jede Stufe als verschieden von der anderen ihr bestimmtes eigentümliches Prinzip hat. Solches Prinzip ist in der Geschichte des Geistes – ein besonderer Volksgeist. In diesem drückt er als konkret alle Seiten seines Bewußtseins und Wollens, seine ganze Wirklichkeit aus; sie ist gemeinsames Gepräge seiner Religion, seiner politischen Verfassung, seiner Sittlichkeit, seines Rechtssystems, seiner Sitten, auch seiner Wissenschaft, Kunst und technischen Geschicklichkeit. Diese speziellen Eigentümlichkeiten sind aus jener allgemeinen Eigentümlichkeit, dem besonderen Prinzip eines Volkes, zu verstehen, so wie umgekehrt aus dem in der Geschichte vorliegenden faktischen Detail jene allgemeine Besonderheit herauszufinden ist.“⁴⁴ Daran richtete später beispielsweise Jakob Burckhardt (1818–1897) seine „Kultur der Renaissance in Italien“ aus,⁴⁵ was wiederum auf den Einfluß seines Lehrers, des Altphilologen August Boeckh (1785–1867) zurückgeht.⁴⁶ Die Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts beschäftigte sich aufgrund ihrer ideen-

⁴¹ Jahn [1810] 1884, 154 f. Vgl. Düding 1984.

⁴² Arndt [1813] 1912.

⁴³ So Hoffmann 1991, 200. In engem Zusammenhang damit steht die Vorstellung eines „Zeitgeists“, der „ein bestimmtes Wesen“ und „ein Zustand“ innerer Homogenität sei; Hegel [1833] 1971, 74.

⁴⁴ Hegel [1837] 1970, 86 f.

⁴⁵ Gombrich 1991, 51–62; Burckhardt 1860.

⁴⁶ Momigliano 1960.

geschichtlichen Ausrichtung mit den zentralen Begriffen „Volksgeist“ und „Zeitgeist“.⁴⁷

„Völker“ entwickelten sich nun zu den handelnden Subjekten der Geschichte. Zur Illustration sei lediglich auf die sogenannte „Völkerschlacht“ bei Leipzig 1813 verwiesen, in der die Napoleonische Armee von den drei verbündeten Armeen unter Schwarzenberg (1771–1820), Blücher (1742–1819) und Bernadotte (1763–1844) geschlagen wurde – sich aber keineswegs „Völker“ gegenüberstanden. Der geläufige Begriff der spätantiken „Völkerwanderung(en)“ stellt eine (unzutreffende!) Lehnübersetzung des späten 18. Jahrhunderts von *migratio gentium* des 17. Jahrhunderts dar.⁴⁸ Zuvor hatte man jene plündernden Scharen nicht für homogene „Völker“ (im Sinne der modernen Nationen) gehalten. Die sich allmählich entwickelnde „Volksideologie“⁴⁹ wurde erst mit dem „Individualismus“ im Gefolge der Aufklärung und der französischen Revolution möglich, d. h. mit der Auflösung der Ständegesellschaft und der Emanzipation des Bürgertums.⁵⁰ Ohne den modernen Nationalstaat und Nationalismus wäre sie nicht denkbar.

Diese Ideen wurden zur prägenden Vorstellung für die (natürlich deutsche, oder allgemein nationale bzw. „vaterländische“) Altertumskunde und die daraus erwachsenden Disziplinen, die sich den verschütteten Ursprüngen der Volksgeschichte widmen sollten.⁵¹ Volkskunde, Prähistorie, Rechtsgeschichte⁵², Philologie, Kunstgeschichte usw. begannen, das (eigene) „Volk“ als zentrale Kategorie ihrer Untersuchungen anzusehen. Die Gebrüder Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859)⁵³ wirkten, insbesondere durch ihre Erfindung der „Volkspoesie“, auf die Ausrichtung dieser sich verfestigenden Wissenschaften (Abb. 5). Volk und Sprache waren identisch: „ein volk ist der

⁴⁷ Le Goff 1992, 209. Erst um 1900 setzte die Kritik am Historismus ein. Insbesondere Wilhelm Dilthey (1833–1911) kritisierte die „mystischen“ Begriffe, aber ebenso griffen Max Weber (1864–1920) oder Karl Lamprecht die überholten Positionen an; vgl. Jaeger 1994.

⁴⁸ Schmidt 1778. — „Es waren nicht Völker, die sich auf Wanderschaft begaben, um Rom zu erobern, eher umgekehrt: Die Kämpfe um die Macht im Imperium erforderten große Zusammenschlüsse, deren Erfolg ihren ethnischen Zusammenhalt verstärkte“; Pohl 2002, 30.

⁴⁹ Emmerich 1971.

⁵⁰ Hoffmann 1991, 198.

⁵¹ Bereits 1804 entstand die *Académie Celtique* zur Untersuchung der nationalen Vergangenheit Frankreichs, aus der 1884 die *Société des Antiquaires de France* hervorging. 1833 wurden die *Société Française d'Archéologie* und 1837 die *Commission des Monuments historiques* gegründet; Le Goff 1992, 243.

⁵² Zur Revision älterer Auffassungen vgl. insbesondere Kroeschell 1992.

⁵³ J. Grimm 1825; 1828 (vgl. Ebel 1990); 1840–1878; 1819–1837; 1858; J. Grimm/W. Grimm 1852–1971.

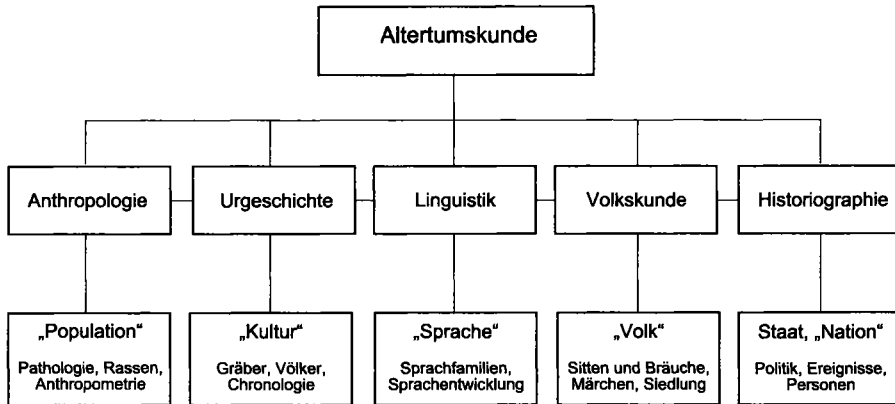


Abb. 5. Systematik der altertumskundlichen Disziplinen im mitteleuropäischen Verständnis des 19. Jahrhunderts (z. B. bei Jacob Grimm). Das „Volk“ diente allen Disziplinen als Leitbegriff. „Sprache“, Staat und „Geschichte“, „Kultur“ und „Rasse“ schienen an „Völker“ gebunden zu sein – und ohne „Volk“ nicht vorstellbar. Daß dieses Konzept die nationalstaatlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts auf frühere Zeiten unesehen übertrug, stellte erst eine spätere Erkenntnis dar

inbegriff von menschen, welche dieselbe sprache reden. das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste erklärung, weil sie mit einmal über das gitter hinwegspringen und jetzt schon den blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen einmal unausbleiblich heranrückende zukunft lenken darf, wo alle schranken fallen und das natürliche gesetz anerkannt werden wird, dasz nicht flüsse, nicht berge völkerscheide bilden, sondern dasz einem volk, das über berge und ströme gedungen ist, seine sprache allein die grenze setzen kann.“⁵⁴ Den Grimms galt „Volk und Geschichte als Natur“⁵⁵, weil sie nicht künstlich gemacht, sondern quasi von selbst und organisch gewachsen und damit gänzlich unverfälscht waren.⁵⁶ „Sicherung und Wiederbelebung des Vaterländischen ihr letztes Ziel“⁵⁷, hieß das vermeintlich unpolitische Begehren, das tatsächlich einer nationalen Einigung durch mythische Begründungen Vorschub leistete – wenigstens zu leisten versuchte.

⁵⁴ J. Grimm [1846] 1884, 557. Vgl. Ebel 1974.

⁵⁵ Emmerich 1971, 29–40.

⁵⁶ Vgl. K.-S. Kramer 1992.

⁵⁷ W. Grimm [1841] 1882, 506.

Das Grimmsche Credo prägte alle altertumskundlichen Disziplinen – Prähistorie, Volks- und Völkerkunde, Sprachwissenschaft, physische Anthropologie und Geschichtswissenschaft, Ökonomie –, die sich im 19. Jahrhundert entwickelten bzw. zur Selbständigkeit gelangten. Die modernen Sozialwissenschaften entstanden – angesichts der tiefgreifenden gesellschaftlichen Umbrüche – unter dem Eindruck, wie stark die gesellschaftliche Gegenwart durch die Vergangenheit bestimmt wird, und aus dem Bedürfnis, die Beziehungen des Menschen zur materiellen Welt zu beschreiben.⁵⁸ Das „Volk“ im Verständnis dieser Zeit wurde dabei den Wissenschaften als handelndes Subjekt zur zentralen Kategorie, mit der die Gesellschaft als homogenes Ganzes beschrieben werden konnte bzw. sollte. Der Aufstieg der altertumskundlichen Disziplinen zu anerkannten Fachwissenschaften vollzog sich vor dem Hintergrund und infolge des europäischen Nationalismus. Die Philologie widmete sich der alt- und mittelhochdeutschen Sprache und Literatur, die Historiographie der Geschichte der Völker⁵⁹, die Volkskunde der bäuerlichen Gesellschaft, die Prähistorie den Anfängen und ursprünglichen Siedlungsgebieten der Völker, die Anthropologie deren physischer Konstitution. Prähistorie und Volkskunde entschieden sich unter mehreren methodischen Möglichkeiten meist ebenfalls für das „Volk“ als Leitbegriff.⁶⁰ Andere Vorstellungen gerieten zunehmend an den Rand.

Den Begriff der „Volkskunde“ machte Wilhelm Heinrich [v.] Riehl (1823–1897) populär.⁶¹ Riehl gilt aufgrund seines programmatischen, wenn auch weithin wirkungslosen Vortrags⁶² als „Begründer der Volkskunde“. Riehl kam aus der statistischen Staats- und Verwaltungswissenschaft, so daß er Volkskunde als „Vorhalle der Staatswissenschaft“ ansah.⁶³ In seiner nach 1848 entwickelten, explizit konservativen und kulturpessimistisch-rückwärts-gewandten Sicht galten Riehl der Bauer als „Zukunft der Nation“, „Sitte“ als

⁵⁸ Foucault 1974, bes. 440.

⁵⁹ Dies spiegelt sich u. a. in der Gründung nationaler historischer Fachzeitschriften seit 1840: *Historisk Tidsskrift* 1840 (Dänemark), *Archivio storico italiano* 1842 (Italien), *Historische Zeitschrift* 1859 (Preußen/Deutschland), *Századok* 1867 (Ungarn), *Historisk Tidsskrift* 1870 (Norwegen), *La Revue historique* 1876 (Frankreich; vorausgehend *Bibliothèque de l'École des Chartes* 1839), *Historisk Tidsskrift* 1881 (Schweden), *English historical review* 1886 (England), *Tijdschrift voor Geschiedenis* 1886 (Niederlande), *Kwartalnik historyczny* 1887 (Polen), *The American historical review* 1895 (USA); vgl. Le Goff 1992, 243 f.; Geary 2002, 25.

⁶⁰ Emmerich 1971, 66.

⁶¹ Moser 1978.

⁶² Riehl 1859.

⁶³ Riehl 1859, 222.

wichtigstes Ordnungssystem und ständische Gliederung als unverzichtbares Gesellschaftsideal.⁶⁴ Riehl wandte sich gegen soziale Nivellierungsversuche, die mit der Kapitalisierung, Industrialisierung und Urbanisierung der Gesellschaft einhergingen: „wer aber hinabsteigt in die Tiefen des Volkslebens und aus dem kleinen und einzelnen heraus sich seine Gesamtanschauung zusammenfügt, der wird überall noch sehr strenge und im wesentlichen gesonderte Gruppen wahrnehmen“⁶⁵. Daher müsse zwischen dem modernen abstrakten Staatsvolk und dem historisch gewordenen, organologisch begriffenen Volk unterschieden werden. Letzteres wird durch die „vier großen S: Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung, den Grund alles lebendigen Lebens, einen Urgrund“ charakterisiert!⁶⁶

Mit Riehl verschmelzen die Begriffe „Volk“ und „Nation“. Die für sich genommen belanglosen, volkscundlichen Einzelstudien „erhalten erst ihre wissenschaftliche wie ihre poetische Weihe durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit, und von diesem Begriff der Nation gilt dann allerdings im vollsten Umfange der Satz, daß unter allen Dingen der Mensch des Menschen würdigstes Studium sey“.⁶⁷ „Das Volk“ – im Hinblick auf die „Nation“ – wurde zur zentralen Kategorie der Volkskunde. Es beherrschte und blockierte letztlich alternative theoretische Ansätze.⁶⁸ Die tatsächlich „untergehende“ ländliche Agrargesellschaft entwickelte sich zum rückwärtsgewandten Ideal und damit zum politischen Gegenentwurf zur gesellschaftlichen Realität einer inzwischen zunehmend industrialisierten Welt und ihrem Industrieproletariat. Dieser Gegenentwurf gewann damit eine sozialkompensatorische Funktion.

Vor diesem Hintergrund blieb die Volkskunde im 19. Jahrhundert in wesentlichen Teilen romantisch-rückwärtsgerichtet. Sie beschäftigte sich schließlich in einer Art ideologischer „Enthistorisierung“ ihres Gegenstands mit Ursprungsmythen, Sinnsuche und sogar Rassenglaube. In ihrem Selbstverständnis war sie eine Altertumswissenschaft, geprägt von den großen, musealen Materialsammlungen. Volkskunde-Museen entstanden beispielsweise 1807 in Dänemark, 1828 in Norwegen (Bergen) und 1849 in Finnland (Helsingfors). Sie belegen zugleich ein besonderes skandinavisches Interesse bzw.

⁶⁴ Riehl 1855a (Einleitung). Als zweiter Band erschien dieses Buch zusammen mit Riehl 1854; 1855b; 1869a; zusammengefaßt 1869b; vgl. auch Riehl 1861. Bausinger 1986, 139, charakterisiert Riehls Ansatz als „Bauernkunde in bürgerlichem Geist“.

⁶⁵ Riehl 1855a, 34.

⁶⁶ Riehl 1861, 48.

⁶⁷ Riehl 1859, 216.

⁶⁸ Bausinger 1986, 8 f.; zur Riehl-Rezeption Zinnecker 1996.

Empfänglichkeit für „Brauchtum“ und „Sitte“. ⁶⁹ Statt einer Untersuchung und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den bestehenden sozialen Verhältnissen (soziale Notstände, Aufkommen der Arbeiterbewegung, kapitalistische Industriegesellschaft) ⁷⁰ standen retrospektive Sehnsucht, kulturpessimistische Wehmut und ausweglose Zivilisationskritik im Mittelpunkt des volkscundlichen Interesses. In der öffentlichen, „bildungsbürgerlichen“ Meinung galt die Volkskunde daher als eine „Deutschtums-Wissenschaft“. ⁷¹

Die seit den 1830er Jahren in Deutschland entstandenen, zahlreichen Geschichts- und Altertumsvereine betrieben – neben historischen und linguistischen Unternehmungen – sowohl Volkskunde als auch Vorgeschichte. Auf der Suche nach dem „Volksgeist“ und seinen Ursprüngen bildeten sie wichtige Diskussionsforen. Beide Wissenschaften folgten in ihren „dilettantischen“ Anfängen denselben romantischen Ideen. Daraus erklärt sich die doppelte Museumsgründung des Jahres 1852 durch den zugleich ins Leben gerufenen *Gesamtverein der deutschen Altertumsverbände*. Das *Germanische Nationalmuseum* in Nürnberg sollte sich der Rettung des anscheinend untergehenden Volksguts widmen und also Volkskunde betreiben. Das *Römisch-Germanische Zentralmuseum* in Mainz war der „deutschen Vorzeit“ und ihren ebenfalls bedrohten Altertümern geweiht. Das *Correspondenz-Blatt* des Gesamtvereins vereinte beide entstehenden Disziplinen und band die fachlichen Diskurse zusammen, was zu einer intensiven wechselseitigen Beeinflussung führte. Darüber hinaus bestanden Verbindungen zur historischen Nationalökonomie, die ebenfalls einem idealisierenden Mittelalterbild folgte, und zur Kulturgeschichte im Sinne Burckhardts und Lamprechts, zwei Außenseitern der Geschichtswissenschaft. ⁷²

Romantische Volksgeistkonzepte beeinflussten jedoch nicht nur Volkskunde und Prähistorie, sondern alle Sozialwissenschaften und führten zur Entwicklung entsprechender Fragestellungen und Modelle. Der Rechtshistoriker Friedrich Karl v. Savigny (1779–1861) erschloß daraus die Rechtsformen, der „Mutterrechtler“ Johann Jakob Bachofen (1815–1887) die Mythenbildung der Völker, Heymann Steinthal (1823–1899) entwickelte seine „Völkerpsychologie“, Wilhelm Dilthey (1833–1911) seine Typenlehre der „Weltanschauungen“, Adolf Bastian (1826–1905) die „Socialpsyche“ bzw. den „Völkergedanken“. Soziologen wie Albert Eberhard v. Schäffle (1831–1903), Paul v.

⁶⁹ Le Goff 1992, 124; vgl. Anz 2001.

⁷⁰ Sievers 1994.

⁷¹ Emmerich 1971, 100 f.

⁷² Smith 1991, 174–192.

Lilienfeld (1829–1903), Ludwig Gumpłowicz (1838–1909) oder Émile Durkheim (1858–1917) gelangten schließlich zu Vorstellungen einer „Social-“ oder „Gruppenseele“.⁷³ Damit ist hier der Entwicklung aber bereits weit vorgegriffen.

Noch fehlt ein kurzer Blick auf die Ethnologie. Ein gewissermaßen philanthropischer Fortschrittsglaube bewirkte, ebenfalls in den 1830er Jahren, die Gründung erster ethnologischer Gesellschaften. Der auch an „rassischen“ Problemen interessierten, 1839 entstandenen *Société d’Ethnologie de Paris*⁷⁴, folgten 1842 die *American Ethnological Society*, 1843/5? die *Ethnological Society of London* und 1869/1870 die Berliner und die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.⁷⁵ Anders als die angeführten Altertumsvereine verfolgten die ethnologischen Gesellschaften in der Verknüpfung von Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte einen moderneren Ansatz. Ihre wissenschaftliche Suche galt zwar ebenfalls den „Ursprüngen“ von Völkern und Rassen, doch verfolgten sie dieses Ziel auf eine weit nüchternere, naturwissenschaftlich ausgerichtete Weise – ohne nationalistische Attitüde und mit einem vergleichenden Ansatz. Auf der einen Seite bevorzugte man in Deutschland seit den 1870er und 1880er Jahren zunehmend den Begriff „Völkerkunde“ statt „Ethnologie“, doch galt dies auf der anderen Seite nicht für die noch immer tonangebende Richtung unter Virchow und Bastian.⁷⁶ Das Verhältnis zwischen prähistorischer und ethnologischer Forschung war in Deutschland darüber hinaus ein anderes als in Westeuropa und Nordamerika. Bis zur endgültigen Ausdifferenzierung der Einzeldisziplinen gegen Ende des 19. Jahrhunderts dominierte auf dem europäischen Kontinent die Urgeschichte, während in England aufgrund der Kolonien und in Amerika wegen der „Indianerfrage“ die Ethnologie an erster Stelle stand.

Konservative Kulturkritiker lieferten im Wilhelminismus jene ideologischen Grundlagen, die zum „völkischen Annexionismus“ nach der Jahrhundertwende führten.⁷⁷ Zu ihnen gehörte der Göttinger Orientalist Paul de Lagarde (1827–1891), in dessen Augen das Volk ständisch-patriarchalisch strukturiert war und aus einer Hierarchie von „Herren“ bestand (vom Kaiser hinunter bis

⁷³ K. E. Müller 1992, 43 f.

⁷⁴ Mühlmann 1964, 353.

⁷⁵ In den 1860er bis 1880er Jahren wurden die meisten anthropologischen Gesellschaften gegründet, die explizit oder stillschweigend die Ethnologie einbezogen: Mühlmann 1968, 96.

⁷⁶ Smith 1991, 60.

⁷⁷ Zur Entwicklung: Giesen/Junge 1991; Giesen/Junge/Kritschgau 1994; H. Schulze 1994, 243–278.

zum Hausherrn). Dieses „Volk spricht nur dann, wann die Volkheit [...] in den Individuen zu Worte kommt: das heißt, wann das Bewußtsein der allen Einzelnen gemeinsamen Grund- und Stammnatur wach, und sich über ihr Verhältnis zu den großen Thatsachen der Geschichte klar wird“.⁷⁸ Daraus leitete de Lagarde die Berechtigung einer radikalen Annexions- und Germanisierungspolitik ab, die weite Gebiete Österreichs und Rußlands beanspruchte und „von allen den kläglichen Nationalitätchen des Kaiserstaates nichts mehr übrig“ lassen sollte.⁷⁹ Noch weiter trieb diese Vorstellungen Julius Langbehn (1851–1907): „Volk“ gehe auf „Gefolge“ zurück und sei deshalb anti-egalitär nach dem „Führerprinzip“ und darüber hinaus korporativ gegliedert. Das deutsche Volk besitze einen „eingeborenen Erdcharakter“. „Volkstum“ und „Bauerntum“, „Volksseele“ und „Bauernseele“ seien identisch. Sein „angeborener Charakter“ und seine „Bestimmung“ als „Arier“ fordere eine „Politik der Blutsverwandtschaft“.⁸⁰ Um 1890 war eine radikal völkische (und antisemitische) Ideologie offensichtlich bereits entwickelt.⁸¹ Die „Naturalisierung“ der Geschichte begann sich durchzusetzen. Die „Rasse“ konkurrierte nun mit dem „Volk“ als zentraler Kategorie und löste dessen Identitätsanspruch allmählich auf. Biologistisch-antisemitische Vorstellungen grenzten nun auch im Innern „Fremde“ aus.⁸²

Im Zeitalter des Imperialismus wurde das Volk „eine sittlich-religiöse, politisch-soziale und geschichtliche Letztinstanz“⁸³ – ein stereotyper, nicht mehr reflektierter Leitbegriff.⁸⁴ Mit ihm verband sich die „Fiktion der schicksalhaften, objektiven und unentrinnbaren Einheit von Volk, Nation, Geschichte, Sprache und Staat“.⁸⁵ „Das Volk“ wurde in Deutschland zur Legitimation allen politischen Handelns nach 1918 benutzt, nachdem es um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch ein Begriff der Liberalen und Demokraten gewesen war.⁸⁶

⁷⁸ de Lagarde [1875] 1903a, 118.

⁷⁹ de Lagarde [1875] 1903a, 112; ders. [1886] 1903b, 391, meinte: „Die Deutschen sind ein friedfertiges Volk, aber sie sind überzeugt von dem Rechte, selbst, und zwar als Deutsche, zu leben, und überzeugt davon, daß sie für alle Nationen der Erde eine Mission haben: hindert man sie, als Deutsche zu leben, hindert man sie, ihrer Mission nachzugehen, so haben sie die Befugnis, Gewalt zu gebrauchen“.

⁸⁰ Langbehn 1890, 153 f., 122, 193–195, 223 u. ö.

⁸¹ Vgl. Puschner 2001.

⁸² Kaschuba 1993, 69.

⁸³ Koselleck 1992 (b), 389; Wehler 2001, 36, 40.

⁸⁴ Zimmerman 2001, 239, zum historischen Umfeld: „Anthropology emerged in Germany as a modernist critique of traditional academic humanism in a moment of transformation marked by the rise of imperialism, mass culture, and natural science.“

⁸⁵ H. Schulze 1994, 337.

⁸⁶ Winkler 1979.

Konservative hatten damals die [Staats-]Nation in den Mittelpunkt gestellt. Unter Berufung auf die „objektiv“ vorhandene Sprache, die Geschichte und Kultur⁸⁷ entwickelte sich der Volksbegriff von der zunächst metaphysischen Emanation („Volkgeist“) schließlich zur kulturellen und biologischen „Ganzheit“.⁸⁸ Seine funktionalistisch vorausgesetzte sprachliche, kulturelle und rassische Geschlossenheit entsprach dem nationalstaatlichen Ideal, jedoch nicht der sozialen Realität. Das „Volk“ erschien als objektive Größe bereits vorgegeben. Deshalb konnte seine Existenz als „vor-staatlich“ begriffen werden, d. h., es schien „ursprünglich“ und bereits ohne (eigenen) Staat lebensfähig zu sein. Da sich das Siedlungsgebiet des „deutschen Kulturvolkes“ nicht mit dem Reich deckte, konnte aus dieser „nichtstaatlichen“ Existenz des Volkes ein Herrschaftsanspruch begründet werden: Erst in der Übereinstimmung von „Volk“ und Staat fände die „Nation“ ihre Erfüllung, hier liege der „deutsche Beruf“ in der Mitte Europas. Das in den 1920er Jahren entwickelte Konzept eines von modernen Staatsgrenzen unabhängigen, „deutschen Volksbodens“ bereitete den Boden für Hegemonieansprüche und Territorialforderungen zur Revision des Versailler Vertrages. Der Vergleich mit Vielvölkerstaaten und ihren gravierenden Integrations-Problemen schien die Auffassung, es bedürfe einer nationalen Homogenität, nur zu unterstreichen.⁸⁹

Vom deutschen „Volkstum“ bei Jahn über die „Volkheit“ de Lagardes führt eine ideologische Verbindungslinie bis zur „Volkheitskunde“ bei Hans Hahne (1875–1935), der als Direktor des Hallenser Landesmuseums darunter Volkskunde, Prähistorie und Rassenkunde zusammenfaßte. Diese These vertrat Hahne erstmals 1924⁹⁰, doch zu seinem Leidwesen wurde das Landesamt erst im Dritten Reich entsprechend umbenannt. In der Volkskunde wurden die Riehlschen „vier großen S“ bei Max Hildebert Boehm (1891–1968), dem Leiter des Berliner *Instituts für Grenz- und Auslandsstudien* (1926–1945), im Stil der Zeit zu Blut und Boden, Volkstum und Volksordnung.⁹¹ Schließlich galt: „Volk ist die Gesamtheit der durch Blut, Boden und Kultur bestimmten Träger des geschichtlichen Lebens.“⁹² Um 1930 waren die bisherigen Katego-

⁸⁷ Jeismann 1992.

⁸⁸ Koselleck 1992b, 406 f.

⁸⁹ Vgl. Langewiesche 2000; H. Schulze 1994, 278–317.

⁹⁰ Ziehe 1996, 67, unter Verweis auf einen entsprechenden Vortrag Hahnes; vgl. Hahne 1935.

⁹¹ Boehm 1937, VI.

⁹² Keyser 1933, 6. – Dagegen immerhin Mühlmann 1942; 1944, trotz aller Begriffsprobleme, mit dem Hinweis auf Entstehung und Veränderung von Völkern. „Völkische“ Vorstellungen umfaßten einen „dynamischen“, politische Handlungsspielräume eröffnenden Volksbegriff; dies bedeutete eine Abkehr von älteren Auffassungen unveränderlicher „Einheiten“.

rien Staat und Nation durch Volk und Raum abgelöst worden. Für die Begriffs-Entwicklung im „Dritten Reich“ mag hier der Hinweis auf eine ungeahnte Radikalisierung genügen, denn die aus dem 19. Jahrhundert stammenden Konzepte vom „Volk“ wurden schließlich *ad absurdum* geführt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde in Deutschland aus der „Volksgeschichte“ die Sozialgeschichte,⁹³ indem Historiker und Soziologen in gewisser Weise die „Entnazifizierung des Volksbegriffs“ vollzogen.⁹⁴ Werner Conze (1910–1986) und Theodor Schieder (1908–1985) gelten als „Gründerväter“ sozialgeschichtlicher Historiographie in der Bundesrepublik. Ihre ursprünglichen Intentionen zielten in den dreißiger Jahren jedoch auf „das als Ganzes konzipierte biologisch konstituierte Volk“,⁹⁵ wenngleich dieser Ansatz in methodischer Hinsicht nach wie vor als innovativ gilt.⁹⁶ Conzes eigenen Worten zufolge bedeuteten die „politischen Erschütterungen des Jahres 1945 [...] keinen Neubeginn oder Kontinuitätsbruch, [sondern sie] haben die im Gange befindliche Richtung vielmehr bestätigt und verstärkt“.⁹⁷ Das Interesse wandte sich nun jedoch nicht mehr einer idealisierten, vormodernen Agrargesellschaft, sondern der bislang politisch abgelehnten, modernen Industriegesellschaft zu. Mit den Schülern Conzes und Schieders gewann die Sozialgeschichte bzw. Historische Sozialwissenschaft zu Recht internationale Reputation. Das „Volk“ hatte als Leitbegriff ausgedient. Die „Gesellschaftsgeschichte“ trat in den Vordergrund.⁹⁸

b) Vom „Volk“ zum „Ethnos“

Der politisierte und befrachtete Begriff des „Volkes“ bzw. der „Nation“, aber auch der des „Stammes“ wurde im wissenschaftlichen Sprachgebrauch zunehmend durch „Ethnos“ oder „ethnische Gruppe“⁹⁹ ersetzt. Mit diesem Begriffswechsel waren zunächst keine inhaltlich anderen Vorstellungen verbunden.¹⁰⁰ Erst seit den 1960er Jahren wandelten sich die theoretischen Kon-

⁹³ Oberkrome 1993.

⁹⁴ W. Schulze 1993, 306.

⁹⁵ Iggers 1997, 402.

⁹⁶ Oberkrome 1993.

⁹⁷ Conze 1983, 78. Zu Conze vgl. Etzemüller 2001; zu Hermann Aubin (1885–1969) als einem weiteren einflussreichen Vertreter Volkmann 2001.

⁹⁸ Iggers 1993, 54–63; 1997, 400–420.

⁹⁹ „Ethnische Gruppe“ ist ein Ersatzbegriff für „Stamm“; Heinz 1993, 220–223.

¹⁰⁰ Im modernen Griechisch bedeutet „ethnos“ nichts anderes als „Nation“. Im Altgriechischen wurden damit die Nichtgriechen, d. h. also die Barbaren, bezeichnet. Darüber hinaus sei dar-

zepte und ermöglichten einen Perspektivenwechsel (Abb. 6). Ethnologische Untersuchungen im entkolonialisierten Afrika, stadtsoziologische Studien in den USA und die Wahrnehmung „ethnischer Minderheiten“ in der Alten Welt machten deutlich, daß kulturelle, sprachliche und soziale Entwicklungen *nicht* regelhaft zusammenfallen, d. h. nicht räumlich kongruent und zeitlich synchron verlaufen. Zentral erschien nunmehr die Selbstdefinition ethnischer Gruppen im Rahmen sozialer Interaktion mit anderen Gruppen. Diese neuen Ansätze¹⁰¹ überschritten die Disziplinengrenzen von Soziologie und Anthropologie¹⁰² und zeigten auf, „daß es gerade das, was der Ethnographie den Namen gegeben hat, eigentlich nicht gibt, nämlich ‚Völker‘“!¹⁰³ Untersuchungen der „ethnischen Verhältnisse“ in Afrika ergaben, daß die heutigen Gruppen und Konflikte oft nicht ein Ergebnis afrikanischer Geschichte sind, sondern Klassifizierungen der Kolonialmächte waren, die zu Verwaltungszwecken „Häuptlinge“ einsetzten und so die Herausbildung von „Stammesstrukturen“ erst einleiteten.¹⁰⁴ Tatsächlich waren die Gesellschaften akephal oder segmentär strukturiert. „Heiratsklassen, Altersklassen, sozioprofessionelle Gruppen, Verwandtschaftslinien oder Lokalgruppen“ waren „für relevante Teile der Menschheit [...] in erster Linie“ entscheidend.¹⁰⁵ Der mikroskopische und holistische Blick der Ethnologie auf Lokalgruppen und die monographische Veröffentlichung ihrer Untersuchungsergebnisse hatten über lange Zeit den falschen Eindruck erweckt, diese Gesellschaften seien homogene, wie ausgestanzt nebeneinander existierende Einheiten.¹⁰⁶

„Das Volk“ erwies sich schließlich ebenso „als bürgerlich geprägter ideologischer Kunstbegriff wie als ahistorischer Mythos“.¹⁰⁷ Es machte neuen Auffassungen Platz. Nicht mehr ein „imaginäres“ *homogenes*, sondern das *einfache* Volk rückte in den Mittelpunkt der Volkskunde bzw. Europäischen Ethnologie: „vielfältige Ungleichzeitigkeit und Gegenläufigkeit von kultureller

auf hingewiesen, daß *natio* die geographische Herkunft in den Mittelpunkt stellt und *gens* vor allem auf die biologische Verwandtschaft und damit Abstammung zielt.

¹⁰¹ Ganz so neu waren sie nicht, denn schon Max Weber hatte dies als den entscheidenden Punkt gesehen; Weber 1956, 234–244.

¹⁰² Ethnic groups 1969 stellt nicht den Beginn, aber ein wichtiges Glied der Forschung dar.

¹⁰³ Mühlmann 1964, 52.

¹⁰⁴ Lentz 1998; Chrétien 2000. Aus methodologischer Sicht bemerkte schon Leach 1954, 291: „the assiduous ethnographer can find as many different ‚tribes‘ as he cares to look for“.

¹⁰⁵ Elwert 1989, 446.

¹⁰⁶ Diesem Eindruck widersprachen bereits die in den 1950er Jahren erarbeiteten „ethno-demographischen Karten“ für Westafrika, die einen Flickenteppich einander überschneidender „ethnischer Gruppen“ ergaben; vgl. Cartes ethno-démographiques 1952–1963.

¹⁰⁷ Kaschuba 1988a, 16.

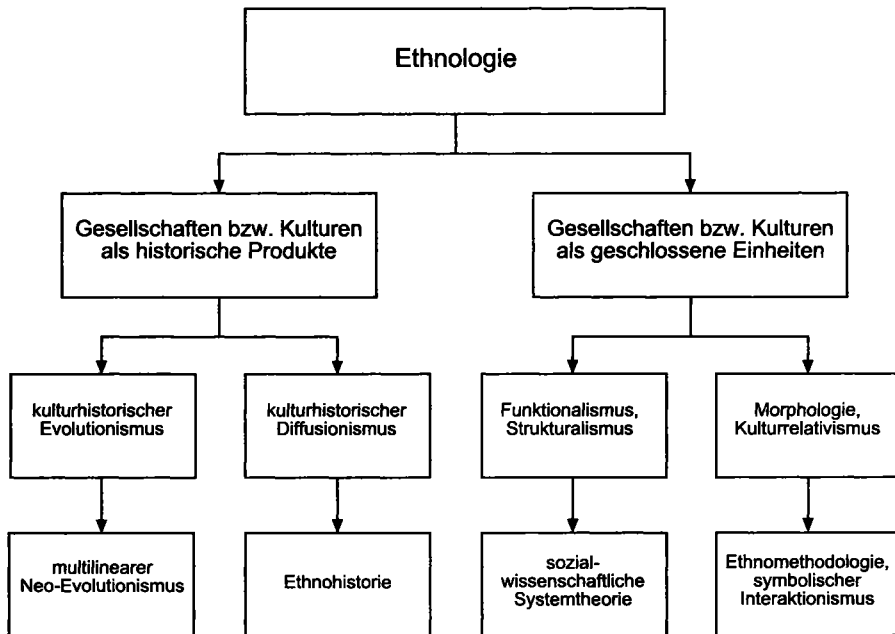


Abb. 6. Systematik methodischer Ansätze der Ethnologie des 20. Jahrhunderts. Grundlegend ist die Unterscheidung zwischen historischem und holistischem Ansatz. Aus historischem Blickwinkel wird die Vielfalt der Kulturen in den Blick genommen, aus holistischer Sicht die Einheit der Kultur (zusammengestellt nach Schmied-Kowarzik 1993, 276)

Form und sozialer Funktion, von äußerer Konstanz und innerem Wandel“ statt zeitloser Substanz beschreiben nun die Volkskultur, die als gegenkulturelles System und schichtenspezifisch aufgefaßt wird – dabei durch Interaktion sowie Transformation und Wandel gekennzeichnet.¹⁰⁸ Statt von einem „konstanten“ Volk auszugehen, werden nunmehr die kontinuierlichen und schwankenden historischen Veränderungen von Sozialstrukturen und Traditionen untersucht.¹⁰⁹ Auf diese Weise erscheinen auch ethnische Gruppen als

¹⁰⁸ Kaschuba 1988a, 28, 35, 38, 41, 44. Die Skepsis gegenüber den romantischen Traditionen der Volkskunde dürfte dazu beigetragen haben, daß sich heute vor allem Historiker der Untersuchung der Alltagskultur widmen; vgl. Volkskultur 1984.

¹⁰⁹ Beispielsweise hat die volkskundliche Sprachinselforschung in Ostmitteleuropa gezeigt, daß dortige deutsche Siedler nicht etwa am „alten Brauchtum“ festhielten (wie es eine imperialistische Politik reklamierte), sondern dieses in sehr variabler Kommunikation mit der und in Anpassung an die Umgebung veränderten; vgl. Weber-Kellermann 1978.

ständig neu auszubalancierendes „Fließgleichgewicht“¹¹⁰ oder „Wandlungskontinuum“.¹¹¹ Ethnien stellen eher einen „Prozeß“ als eine statische Einheit dar, die durch Wandel und nicht durch Dauer gekennzeichnet wird. Darauf hatten in den 1920er Jahren schon Sergej Michajlovič Širokogorov (1887–1939)¹¹² und in den 1930er Jahren Wilhelm Emil Mühlmann (1904–1988)¹¹³ hingewiesen, wenngleich beiden Ansätzen unterschiedliche Ausgangspunkte zugrunde lagen – die Integrationsprobleme des „jungen“ Sowjetstaates¹¹⁴ bzw. „Umvolkungs“-Konzepte im „Dritten Reich“.¹¹⁵ Nach heutiger Auffassung lassen sich Ethnogeneseprozesse als ständig ablaufend ansehen und nicht nur auf die Phase der *Herausbildung* einer Gruppe beziehen. Damit wird nachträglich Ernest Renan (1823–1892) bestätigt, der am 11. März 1882 in einer Rede vor der Sorbonne erklärt hatte: „L’existence d’une nation est (pardonnez-moi cette métaphore) un plébiscite de tous les jours, comme l’existence de l’individu est une affirmation perpétuelle de vie“.¹¹⁶

Heutige Modellvorstellungen stellen die innere Heterogenität und fließende bzw. wechselnde äußere Konturen „ethnischer Gruppen“ heraus.¹¹⁷ Dadurch geraten auch Versuche, diese Gruppen zu definieren, unscharf und flexibel¹¹⁸, doch läßt sich ein „Ethnos“ als verschiedene soziale Gruppen einer Gesellschaft mit politischem Wir-Bewußtsein und dem Wissen um einzelne Symbole umfassend¹¹⁹ oder als „größte feststellbare souveräne Einheit“ mit

¹¹⁰ Bausinger 1986, 101.

¹¹¹ Jarnut 1985, 83.

¹¹² Širokogorov 1923.

¹¹³ Mühlmann 1964.

¹¹⁴ Die besondere Aufmerksamkeit, die die sowjetische Ethnographie der Ethnogenese widmete, hängt neben der politischen Verfassung der UdSSR als Vielvölkerstaat vor allem mit der „japhetischen Theorie“ Nikolaj Marrs zusammen. Marr, von Hause aus Linguist, war als Direktor des Moskauer *Instituts für die Geschichte der materiellen Kultur* in den prägenden 1920er Jahren von enormem Einfluß auf die sowjetische Ethnographie und Archäologie. Seine abstruse Stadien-theorie postulierte, daß sprachliche Veränderungen stets zugleich soziale und wirtschaftliche (gleichsam totale) Wandlungen bedeuteten, die sich sprunghaft von Stadium zu Stadium bewegten. Ethnogenese bedeutete in diesem Verständnis die Transformation eines Volkes in ein anderes, wenn die jeweilige Sprache gesprengt wurde und durch „Sprachkreuzung“ eine neue Sprache entstand. Vgl. Alpatov 1991; Klejn 1997, 198–227; Slezkine 1996. Roosens 1989 konzentriert sich abweichend vom Titel auf den Umgang mit Ethnizität.

¹¹⁵ „Umvolkung“ führte diesen Vorstellungen entsprechend zur „Volkwerdung“, deren Übersetzung „Ethnogenese“ lautet. Zu Mühlmann, der sich seit den 1930er Jahren intensiv damit beschäftigte (Mühlmann 1942; 1944), vgl. Michel 1991; Fehr 2003, 105–114.

¹¹⁶ Renan [1882] 1947b, 904.

¹¹⁷ E. W. Müller 1989; Ganzer 1990; Geary 2002.

¹¹⁸ Höllmann 1992.

¹¹⁹ Girtler 1982. Der Bezug auf *verschiedene* soziale Gruppen erscheint wichtig, um nicht auch andere Gruppen wie Eliten oder Vereine als Ethnien mißzuverstehen.

Wir-Bewußtsein charakterisieren.¹²⁰ Grundsätzlich handelt es sich um soziale bzw. politische Konstrukte mit realer Bedeutung,¹²¹ denn die Behauptung von Homogenität und Distinktion dient der Identitätsbildung und der Abgrenzung. „Ethnische Gruppen“ werden durch den Glauben an kulturelle Gemeinsamkeiten und an eine gemeinsame Abstammung, d. h. die subjektive ethnische Identität von Individuen, zusammengehalten.¹²² Ethnien sind deshalb vor allem sich ständig neu konstituierende Traditions- und Rechtsgemeinschaften,¹²³ die unter Berufung auf gemeinsame „höhere Ziele“ die soziale Binnendifferenzierung von Gesellschaften ausblenden oder zumindest überdecken. Der Begriff des Ethnos erhält für die wissenschaftliche Analyse nur dann einen Sinn, wenn er operational und nicht klassifizierend verstanden wird,¹²⁴ wenn mit dem Begriff also beschreibend und nicht unterteilend verfahren wird. Trotz dieser strukturellen Einsichten hat die Konstruktion „ethnischer“ Traditionen erneut Konjunktur,¹²⁵ wird „Kultur“ „zur Sakralisierung kollektiver Sinngebungen“ und zur Identitätsstiftung instrumentalisiert.¹²⁶ Für die Ethnologie gilt nun, daß „uns der Begriff ‚Volk‘ kaum weiter[bringt], wenn wir danach fragen, womit sich die Völkerkunde eigentlich beschäftigt“.¹²⁷

In den letzten beiden Jahrzehnten scheint auch die Prähistorie „ethnische Probleme“ wiederzuentdecken, wofür u. a. die *Postprocessual Archaeology* stehen mag. Nach 1945 hatte sich die archäologische Forschung vor allem systemtheoretischen und funktionalistischen Konzepten zugewandt, die unter dem Namen *New Archaeology* bekannt wurden. Mit diesem Ansatz wurden wichtige Erkenntnisse zu Umwelt und Wirtschaft prähistorischer Gesellschaften möglich, so daß nun ehemalige soziale, religiöse und politische Vorstellungswelten als vernachlässigtes Thema empfunden werden. Mit etwas Verspätung wird die jüngere sozialwissenschaftliche Forschung rezipiert und an neuen Konzepten gearbeitet, um das noch von älteren Vorstellungen geprägte Methodenrepertoire zu modernisieren und die Diskussion mit den benachbarten Sozialwissenschaften bestehen zu können.¹²⁸ Abseits dieser Ent-

¹²⁰ Mühlmann 1964, 57.

¹²¹ Mühlmann 1968, 235.

¹²² Weber 1956, 237; Jones 1997, xiii.

¹²³ Pohl 1990, 114.

¹²⁴ Pohl 1991, 41.

¹²⁵ Elwert 1989, 458–461.

¹²⁶ Kaschuba 1995a, 36; 1995b; Phänomen Kultur 2003.

¹²⁷ Kohl 1993, 15.

¹²⁸ Vgl. Daim 1982; Urbańczyk 2000.

wicklung läßt sich auch das Fortleben ethnischer Deutungen innerhalb des traditionellen (romantischen und nationalistischen) Argumentationsrasters beobachten, ohne daß die zugrundeliegenden Konzepte ausreichend reflektiert würden.

2. Die „Kultur“

a) „Kultur“ und „Gesellschaft“

Ebenso wie „das Volk“ besitzt der Begriff „Kultur“¹²⁹ eine lange Vorgeschichte, bevor er seit dem 18. Jahrhundert zunehmend im nationalen Sinn verengt wurde. Im 15. Jahrhundert kam „Kultur“ im Italienischen und Kastilischen (Spanischen), zwei romanischen Sprachen, in Gebrauch. Dabei gewann „Kultur“ – neben seiner ursprünglichen, auf landwirtschaftlichen Anbau bezogenen Bedeutung („Agrikultur“) – seit dem 16. Jahrhundert allmählich auch einen metaphorischen, moralisch besetzten bzw. normativen Charakter: „Pflege“ einer Sprache, einer Wissenschaft oder Bildung. Doch erst im 17. Jahrhundert bezeichnete „Kultur“ besondere Eigenschaften von „Völkern“. Die neu gewonnene Kenntnis fremder Völker in den Kolonien der neuen Welt dürfte hierbei eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben. Die Renaissance betrachtete sowohl die primitiven als auch die antiken Völker noch unter dem Blickwinkel der Merkwürdigkeit und Fremdheit. Diese Fremden repräsentierten durch ihr Anderssein auf unterschiedliche Weise die Grenzen der Welt.¹³⁰ Seit dem 18. Jahrhundert wurde „Kultur“ im übertragenen Sinne fester an das „Volk“ gebunden und konnte daher nun auch im Plural gebraucht werden.¹³¹ Dies war die Voraussetzung, damit die „Kultur“ als nationalspezifisches, geschlossenes und homogenes System verstanden werden konnte.

Der Begriff der „Kultur“ gelangte im 18. Jahrhundert wahrscheinlich aus dem Französischen ins Deutsche, wobei Voltaire (1694–1778) u. a. mit seinem Epos *La Henriade* (1728) einer der entscheidenden Vermittler gewesen zu sein scheint.¹³² Doch bereits zuvor kam der Begriff in lateinisch flektierter

¹²⁹ Überblick: Kroeber/Kluckhohn 1952.

¹³⁰ Hides 1996, 32.

¹³¹ Díaz-Andreu 1996, 51 f.

¹³² Vgl. Tonnelat 1930, 61.

Form in deutschsprachigen Texten vor.¹³³ „Kultur“ stellte einen normativen Begriff der Aufklärung dar, dem der Glaube an den Fortschritt der Menschheit zugrunde liegt. Denn man differenzierte zwischen „Kultur“ und „Barbarei“, wenngleich damit der antike Barbarenbegriff aufgenommen wurde. Johann Christoph Adelung (1732–1806) beschrieb in seinem *Wörterbuch* „Cultur“ als „Veredlung oder Verfeinerung der gesamten Geistes- und Leibeskräfte eines Menschen oder eines Volkes, so dass dieses Wort so wohl die Aufklärung, die Veredlung des Verstandes durch Befreyung von Vorurteilen, als auch die Politur, die Veredlung und Verfeinerung der Sitten unter sich begreift“.¹³⁴ Bei Herder ist Kultur an bestimmte Voraussetzungen gebunden: Ohne Schrift gibt es keine Kultur, primitive Völker mit ihren „rohen“ Sitten sind kulturlos, so daß *die* Kultur von der Menschheit erst erworben werden muß.¹³⁵ „Kultur“ gerät in diesem Verständnis offensichtlich zu einem positiv konnotierten, allgemein menschlichen Begriff, was sich als „normativer Kulturbegriff“ bezeichnen läßt.¹³⁶ In ähnlichem Sinn wie Herder gebrauchte auch der spanische Jesuit Juan Francisco de Masdeu (1744–1817) den Kulturbegriff.¹³⁷

Kant war wohl der erste, der „Kultur“ und „Zivilisation“ einander gegenüberstellte¹³⁸ und dadurch eine lange verfolgte Dichotomie begründete. Die politisch einflußlosen, bürgerlichen Intellektuellen setzten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts zunehmend ihre Leistungen in Bildung und Kultur von den affektierten Äußerlichkeiten des (französisch sprechenden) Adels ab. „Es ist die Polemik der deutschen, mittelständischen Intelligenzschicht gegen die Gesittung der herrschenden, höfischen Oberschicht, die bei der Bildung des begrifflichen Gegensatzes von Kultur und Zivilisation in Deutschland Pate steht.“¹³⁹ Dieser besondere deutsche Sprachgebrauch unterschied seitdem immer mehr die inneren und anscheinend unwandelbaren, als volkstümlich und ländlich angesehenen, „authentischen“ Werte („Kultur“) von der bloß künstlichen und verderbt erscheinenden, zunehmend technisch und städtisch geprägten Welt („Zivilisation“). Mit dem Aufstieg des Bürgertums in

¹³³ Etymologisches Wörterbuch 1995, 743.

¹³⁴ Adelung 1793. In der ersten Auflage (1774–1786) fehlt dieses Stichwort interessanterweise noch.

¹³⁵ Herder [1784–1785] 1887, 366: „Alle Nationen, die außer dem Wege dieser künstlichen Tradition [der Schrift – S. B.] lagen, sind nach unseren Begriffen uncultiviert geblieben“.

¹³⁶ Reckwitz 2000, 65–72.

¹³⁷ de Masdeu 1783–1785.

¹³⁸ Kant [1784] 1912a, 26.

¹³⁹ Elias 1997, 97.

Deutschland wandelte sich diese soziale Opposition zu einer nationalen Antithese, die antifranzösische Ressentiments bediente. In England und Frankreich, wo das Bürgertum politisch eingebunden war, wurde gerade umgekehrt die „Zivilisation“ positiv bewertet und als gesellschaftlicher Reformprozeß begriffen. Dort bildete die „Barbarei“ den Gegenbegriff, deren endgültige Überwindung weitere Zivilisation erfordere.¹⁴⁰

Besonders in Deutschland betonte man die „inneren“ und damit wesentlichen, als nahezu unveränderlich angesehenen Werte der „Kultur“. Auf diese Weise konnte „Kultur“ als für eine jede Nation spezifisch, als „national-typisch“ begriffen werden. Der Begriff der deutschen „Kulturnation“ diente zur Begründung eines erst zu schaffenden Nationalstaates, dem noch der gemeinsame politische Rahmen fehlte, so daß die „Kultur“ das einigende Band zu bilden hatte.¹⁴¹ Insofern waren der Gegensatz zum französischen Nationalstaat konstruiert – und „Kultur“ als Begriff im national(istisch)en Diskurs verankert. Sie war repräsentativ und konstitutiv für das „Volk“. ¹⁴² Diese scheinbare Kongruenz von „Volk“ bzw. „Nation“ und zugehöriger „Kultur“ trug wesentlich dazu bei, die „Nation“ als eigenständigen, von einem inneren, wesentlichen Kern zehrenden Organismus zu begreifen. Daraus bezog das Konzept der „Nationalmuseen“¹⁴³, die die kulturellen Leistungen der eigenen Nation (bzw. des eigenen Volkes) bewahren und ihre Größe jedermann demonstrieren sollen, wesentliche Anregungen. Kultur und Kunst konnten die Deutung der Vergangenheit prägen.¹⁴⁴

„Kultur“ bezeichnet im modernen Verständnis zunächst die vom Menschen selbst geschaffene Welt – im Gegensatz zur Natur. Alles „nicht Natürlich“ bzw. biologisch Determinierte erscheint als kulturell geprägt. Damit besitzt *jede* menschliche Gesellschaft und ebenso jede gesellschaftliche Gruppe (ihre) Kultur, womit dieser Begriff seine wertende, normative Färbung verliert. Der Vorwurf des „Kulturrelativismus“ trifft diese Auffassung indessen

¹⁴⁰ Elias 1997, Bd. 1, 89–131; Michel 1988; vgl. auch Ringer 1987, 79–86; Brubaker 1992, 35–72, 85–137.

¹⁴¹ So schon Friedrich Schiller in seinem Gedichtfragment „Deutsche Größe“ (1801).

¹⁴² Jones 1996, 65.

¹⁴³ Gründungen: British Museum London 1753; Louvre Paris 1793; Nationalmuseum Budapest 1802; Nationalmuseum Prag 1818; Nationalmuseum Warschau 1921; Germanisches Nationalmuseum Nürnberg 1852; Nationalmuseum Kopenhagen 1807/16; Nationalmuseum Stockholm [1751]; Archäologisches Nationalmuseum Athen 1866/69; National Gallery London 1824; Nationalgalerie Berlin 1876; Galleria Nazionale Roma 1883; National Gallery of Art Washington 1936. Vgl. Heritage and museums 1999; Museums and the making 1994; Das kunst- und kulturgeschichtliche Museum 1977; Die Nation und ihre Museen 1992.

¹⁴⁴ Haskell 1995.

nicht. Polynesische „Naturvölker“ besitzen ebenso Kultur wie Unterschichten der europäischen Gesellschaften in der frühen Neuzeit oder prähistorische Jägergruppen. Aus dieser Perspektive gehören sowohl die *geistige* Welt der Ideen, Normen und Traditionen als auch der *materielle* Bereich der Sachgüter, Technik und Produktion zusammen zur „Kultur“. „Kultur“ kennzeichnet menschliche Gesellschaften sowohl insgesamt als auch jede Gesellschaft für sich – und darüber hinaus auch Gruppen innerhalb von Gesellschaften, wobei die Unterscheidungen fließend und graduell erscheinen.

Damit ist der heutige sozialwissenschaftliche Kulturbegriff unscharf geworden.¹⁴⁵ Seine Abgrenzung und positive Beschreibung fällt schwer, schwerer jedenfalls als die allgemeine Betrachtung von Kultur als „Forschungsfeld“, als Aufgabe von Ethnologie, Geschichtswissenschaft und Soziologie. Die Unschärfe des Begriffs erweist sich als Vorteil, wenn damit der Forschungsgegenstand beschrieben wird, denn sie schließt potenziell nichts aus. So lassen sich auch „Lebensweise“ und „zivilisatorische“ Entwicklungen unter dem Stichwort „Kultur“ erfassen. In der Konsequenz tendiert der Kulturbegriff jedoch zu einem Etikett, mit dem praktisch alles bezeichnet werden kann. Analytisch gesehen läßt sich mit derart vagen Formeln nur schwer umgehen. Denn eine alles erfassende Bezeichnung verdeckt jegliche Binnendifferenzierung und entzieht sich zugleich einer näheren Bestimmung.

Das Schwergewicht des Kulturbegriffs hat sich in den letzten Jahrzehnten auf einen semiotischen Akzent verlagert. Das Bemühen, die traditionellen Vorstellungen nach innen homogener und nach außen distinkter Kulturen zu überwinden, stellt Motivation und Absichten, Verhalten und Habitus von Gruppen in den Mittelpunkt. Eine dynamische Sicht vermag Kultur dann als „einen offenen und instabilen Prozeß des Aushandelns von Bedeutungen“¹⁴⁶ bzw. als von den Menschen „selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe“¹⁴⁷ oder gar als „Zeichensystem“ bzw. Code anzusehen. Besondere Beachtung finden dann Habitus¹⁴⁸ und Mentalitäten (nach innen), kollektive Repräsentationen (nach außen) und soziale Abschließung durch kulturelle Distinktion (Alterität). Die von sozialen Gruppen benutzten kulturellen Muster werden als „Repräsentationsakte“, als absichtsvolle und gezielte nationale, ethnische oder soziale Erzählungen und Darstellungen begriffen. Soziale Realitäten werden auf diese Weise nicht unmittelbar abgebildet, sondern strategisch und symbo-

¹⁴⁵ Vgl. Harris 1999; Kuper 1999; Hahn 2000; Bühnen 2003.

¹⁴⁶ Wimmer 1996, 407.

¹⁴⁷ Geertz 1987; Kaschuba 1995a; 1995b.

¹⁴⁸ Bourdieu 1979.

lisch verändert.¹⁴⁹ Für die Selbstvergewisserung von Gesellschaften spielt das kollektive „kulturelle Gedächtnis“ eine entscheidende Rolle – Erinnerung stiftet Identität.¹⁵⁰ Deshalb finden „Erinnerungskulturen“, *memoria* und Gedächtnis breiteres Interesse.¹⁵¹

Ausschlaggebend für die zeitgenössische und die heutige wissenschaftliche Beurteilung und Einordnung von Gesellschaften erscheint deren eigenes Selbstverständnis („Identität“) und dessen Fremdwahrnehmung.¹⁵² Insofern spielt Kultur als „ein System kollektiv verwendeter Sinngehalte, Einstellungen und Werte sowie der symbolischen Formen (Darbietungen und Artefakte), in welchen sie sich ausdrücken oder verkörpern“,¹⁵³ eine zentrale Rolle. Mit anderen Worten ist Kultur ein „Erfahrungs- und Handlungssystem in den symbolischen Figurationen alltäglicher Kommunikation und Interaktion“. Ein solcher Kulturbegriff ist „bedeutungs- und wissensorientiert“. ¹⁵⁴ „Kultur [...] konstituierte sich als und reproduziert sich stets in symbolischen Ordnungen“¹⁵⁵ und vermag in dieser Hinsicht auch eine Gesellschaft zu charakterisieren.¹⁵⁶ Sie bildet durch diesen dynamischen Prozeß der Übernahme von Symbolen und deren gleichzeitiger Modifizierung ein offenes soziales System der Partizipation von Individuen. Damit bestimmt ein ständiger kontinuierlicher Wandel die Kultur einer Gesellschaft, die deshalb keinen „immerwährenden“ Kern besitzt, sondern nur aus ihren historischen und sozialen Grundlagen zu verstehen und zu erklären ist. „Kultur“ bildet in einer weiteren Perspektive *einen* Aspekt einer jeden Gesellschaft und kann anderen Bereichen wie Politik, Wirtschaft oder auch den sozialen Strukturen gegenübergestellt werden, was sich als „differenzierungstheoretischer Kulturbegriff“¹⁵⁷ beschreiben läßt (Abb. 7).

Diese historisch-anthropologischen Ansätze nehmen die Sachkultur kaum noch in den Blick. Nur dann, wenn die materielle Ausstattung zur kulturellen Repräsentation und Abgrenzung benutzt wird, wird sie beachtet.¹⁵⁸ Der weite Bereich des Alltags, die wirtschaftlichen Lebensgrundlagen und -umstände

¹⁴⁹ Kaschuba 1999, 124.

¹⁵⁰ A. Assmann 1999; J. Assmann 1997.

¹⁵¹ Le Goff 1992.

¹⁵² „Kultur“ stellt als symbolisch vermittelte Gemeinsamkeit ein Identitätssystem für eine Gesellschaft dar; J. Assmann 1997, 139. Vgl. Kuper 1999.

¹⁵³ Burke 1985, 11.

¹⁵⁴ Reckwitz 2000, 84–90.

¹⁵⁵ Kaschuba 1988b, 247.

¹⁵⁶ Vivel 1988, 50–54.

¹⁵⁷ Reckwitz 2000, 79–84; Gotter 2000, 375–384.

¹⁵⁸ Johansen 1993.

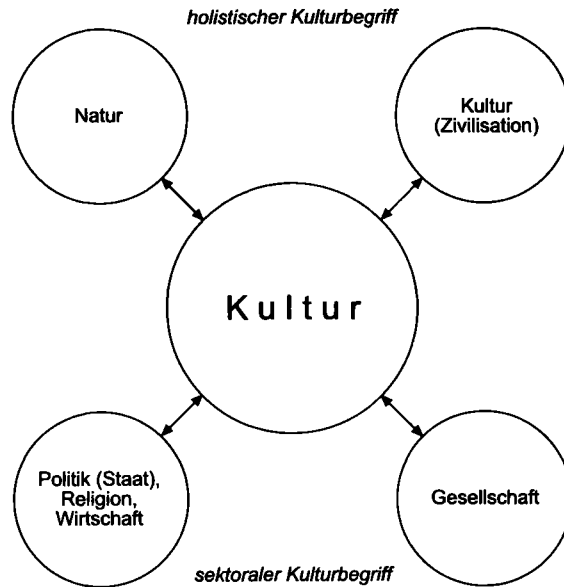


Abb. 7. Schematische Darstellung zur Abgrenzung des Begriffs „Kultur“. Da „Kultur“ im allgemeinen weitgehend negativ definiert wird, kann eine Gegenüberstellung mit den antinomischen Begriffen die systematische Übersicht erleichtern. Es lassen sich ein holistischer (totalitätsorientierter) Kulturbegriff und ein sektoraler (differenzierungstheoretischer) Kulturbegriff unterscheiden. Im ersteren Fall wird die „Kultur“ als Ganzes der „Natur“ oder einer anderen („partitiven“) Kultur gegenübergestellt. Die sektorale Abgrenzung unterscheidet „Kultur“ als Teilbereich von der Politik (bzw. dem Staat), der Religion, der Wirtschaft oder stellt sie – wie die neuere Kulturgeschichte – der „Gesellschaft“ gegenüber (nach Gotter 2000, 375–384; vgl. Reckwitz 2000, 64–90)

finden in einem semiotischen Kulturbegriff, in einem Geflecht von Bedeutungen und dynamischen Sinnkonstruktionen keinen rechten Platz. Kultur-anthropologisch orientierte Disziplinen wie Ethnologie und Archäologie geraten in die Gefahr, Kultur als Leitbegriff aufgeben zu müssen, wenn er in dieser Weise verengt wird. Aus ethnologischer Sicht plädiert der Kultur-anthropologe Frank Robert Viveló deshalb für eine „totalistische“ bzw. im obigen Sinne holistische Betrachtung von Kultur.¹⁵⁹

Eine „holistische Betrachtung“ darf nicht übersehen, daß „Kulturen“ keineswegs homogene und distinkte Gruppierungen darstellen. Vielfältige, auch „ungleichzeitige“ Kennzeichen und Entwicklungen existieren mehr oder we-

¹⁵⁹ Viveló 1988, 51; vgl. The concepts and dynamics 1977; Sahlins 1994; Wotzka 2000, 56 Abb. 1.

niger unabhängig nebeneinander. Streben Gruppen bzw. Gesellschaften nach kulturell begründeter Abgrenzung oder Identität, so „konstruieren“ sie eine strikte Trennung, indem einzelne geeignete kulturelle Merkmale besonders betont werden. Denn angesichts zahlloser Gemeinsamkeiten benachbarter „Kulturen“ lassen sich Unterscheidungen nur mit Hilfe von Symbolen plausibel machen. Unter Hinweis auf gänzlich unterschiedliche Entwicklungstempi verschiedener Kulturbereiche oder -elemente übte bereits der amerikanische Soziologe William Fielding Ogburn (1886–1959) massive Kritik an der Vorstellung einer „Kulturganzheit“, d. h. dem Konzept geschlossener und *homogener* kultureller Systeme.¹⁶⁰ Doch galt der anthropologischen Forschung in der Zwischenkriegszeit weiterhin „Kultur [als] ein funktionierendes Ganzes“.¹⁶¹ Erst mit den Fortschritten der Sozialwissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Beschränktheit dieser Vorstellungen deutlich und wurden Neuansätze möglich.

„Kultur“ ist daher ebenfalls ein klassifikatorischer Begriff der Wissenschaft und keine klar abgegrenzte „natürliche“ Einheit in der sozialen Realität.¹⁶² Sie dient zunächst der Beschreibung sich unablässig wandelnder Gesellschaften. Dabei erscheint offensichtlich, „daß Gemeinsamkeit von Kultur weniger eine Sache des ‚alles oder nichts‘ als des ‚mehr oder minder‘ ist, wobei [...] nicht alle Kulturbereiche gleichmäßig betroffen sein müssen“.¹⁶³ Denn einander benachbarte Gesellschaften besitzen häufig, auch aufgrund der beiderseitigen Interaktion, recht ähnliche kulturelle Grundlagen. Im eigenen Selbstverständnis, der Fremdwahrnehmung und der wissenschaftlichen Beschreibung werden einzelne, bestimmte Merkmale (Symbole) herausgegriffen und die gegenseitige Abgrenzung damit (durch bewußte Steigerung) „objektiviert“ bzw. essentialisiert. Scharfe Grenzen zwischen Nachbarkulturen gleicher wirtschaftlicher Grundlage sind daher ein Produkt der *Konstruktion* von Alterität und nicht unmittelbar der sozialen bzw. gesellschaftlichen Realität. Diese wird vielmehr durch „kulturelle Interferenzen“ und Beeinflussungen charakterisiert, die neben kultureller Reproduktion („Traditionsbildung“) auch kulturellen Wandel (Neuerungen und „Reformen“) bewirken.¹⁶⁴ Kurz: „Am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts läßt sich Kultur [...] nicht mehr als jene bürgerliche Norm verstehen, die die Gesellschaft zusammenhält,

¹⁶⁰ Ogburn 1922, 276 f.

¹⁶¹ Mühlmann 1968, 221 f.

¹⁶² Hauser-Schäublin 1997, 7.

¹⁶³ Rudolph 1992, 73.

¹⁶⁴ Reckwitz 2000, 617–643.

sondern als ein chaotisches System, dessen Strukturen nur situationsbezogene Fragmente (freilich oft von erstaunlicher Wirkung) sind, ein System, in dem individuelle Übertreibungen, Alternativen und Mißverständnisse eher die Regel als die Ausnahme darstellen, ein System schließlich, dessen Funktionen nur jenen Krisendiagnostikern klar sind, die gerade den je gegenwärtigen Ausfall dieser Funktionen beklagen.“¹⁶⁵

b) „Kultur“ in Ethnologie und Prähistorie

Ethnologie und Urgeschichtsforschung entstanden im 19. Jahrhundert nahezu gleichzeitig. Beide Disziplinen stützten sich im wesentlichen auf die Sachkultur als Quellen, und beide waren – z. B. in der *Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte* (DAG) unter Virchow – eng miteinander verbunden. Daher weisen auch die jeweiligen Konzepte von „Kultur(en)“ deutliche Übereinstimmungen auf. Ethnologische „Kulturkreislehre“ und „archäologische Kultur“ wurden als Konzepte etwa gleichzeitig entwickelt. Ins Vokabular und in die Modellvorstellungen der „Schwesterdisziplinen“ Prähistorie und Ethnologie¹⁶⁶ fand der oben erwähnte, national eingeschränkte Kulturbegriff Eingang. Er bezeichnete nicht geistige Leistungen, aber innere, fortwährende und unveränderliche, nationalspezifische Werte, die ein „Volk“ charakterisieren und daher jeweils *spezifisch* sind. Ein solcher Kulturbegriff läßt sich als holistisch oder „totalitätsorientiert“ bezeichnen.¹⁶⁷

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts stand im allgemeinen, bildungsbürgerlichen Bewußtsein fest, daß Arbeit als Umwandlung der Natur (und damit Artefaktproduktion) den entscheidenden Vorgang darstellte, der zum Aufkommen von Zivilisation bzw. Kultur geführt hatte.¹⁶⁸ Alle Gesellschaften besaßen demzufolge „Kultur“, wenn auch in recht unterschiedlicher Weise und auf unterschiedlichem zivilisatorischen und sozialen Niveau. Der Begriff „Kultur“¹⁶⁹ im ethnologischen *und* prähistorischen Sprachgebrauch geht wohl auf den Dresdener Altertumskundler Klemm¹⁷⁰ zurück, wenngleich

¹⁶⁵ Rüpe 2001, 10 f.

¹⁶⁶ Harris 1968.

¹⁶⁷ Reckwitz 2000, 72–79.

¹⁶⁸ Hides 1996, 39.

¹⁶⁹ Hachmann 1987.

¹⁷⁰ Klemm 1843–1852; 1851; 1854–1855.

dessen entsprechende Bedeutung überwiegend in Vergessenheit geriet. Klemm ignorierte die damals gängige Konfrontation von „Kultur“ und „Zivilisation“ und erkannte jeder menschlichen Gesellschaft kulturelle Eigenschaften zu. Als prägend für die weitere Entwicklung erwies sich Klemms weitgehende, mitunter als „Materialismus“ diffamierte Beschränkung auf die Sachkultur. Auf Klemm fußte der britische Ethnologe Edward Burnett Tylor (1832–1917), der ebenfalls „Kultur“ und „Zivilisation“ synonym verwandte. Später bevorzugte Tylor den Begriff „Zivilisation“, um damit *die* Kultur der Menschheit und nicht regionale Differenzen zu beschreiben.¹⁷¹ Tylor wiederum, für den „Kultur“ lediglich ein Sammelbegriff für die zu beobachtenden Resultate menschlichen Handelns war – und der mithin keine reale Existenz besaß, wurde in der archäologischen Forschung breit rezipiert.

Altertumskundlern, Ethnologen und Historikern boten sich zwei Möglichkeiten, den globalen Kulturbegriff für ihre Fragestellungen zu differenzieren.¹⁷² Zum einen hatte insbesondere die ethnologische Beobachtung seit dem Zeitalter der Entdeckungen gezeigt, daß „Kultur“ *regional* unterschiedlich ausgeprägt ist. Die „Völker“ schienen in spezifischer Weise „Kultur“ zu besitzen und dies in ihrem Selbstverständnis auch auszudrücken und herauszustellen. Die Erweiterung des Kulturbegriffs hatte demzufolge Regionalkulturen zu berücksichtigen. Zum anderen ließen evolutionistische Konzepte vermuten, daß diese regionale Differenzierung auf unterschiedliche Entwicklungen zurückgehen müßte. Daraus konnte dann eine *zeitliche* Abfolge von Kultur bzw. Kulturen abgeleitet, d. h. es konnten Kulturperioden postuliert werden. Beide Begriffserweiterungen fanden ihre Vertreter, doch überwog die regionale, oft direkt auf „Völker“ bezogene Interpretation. Dies lag gewiß in der starken romantischen Tradition der Altertumskunde, die in Deutschland insbesondere Jacob Grimm prägte, und im zeitgenössischen nationalen Diskurs begründet.

Für den Leiter der Schweriner Altertümersammlung Georg Christian Friedrich Lisch (1801–1883) war es daher hinsichtlich der norddeutschen vorgeschichtlichen Altertümer von Interesse, „wie weit die hier ausgeprägte Cultur über die Nachbarländer reicht“. Unterschiede der Sach-„Kultur“ ließen dabei die „verschiedenen Culturstufen“ erkennen, die zusätzlich durch ethnologische Vergleiche erhellt werden könnten.¹⁷³ In den 1860er Jahren

¹⁷¹ Tylor 1871; dt. 1873; vgl. Leopold 1980.

¹⁷² Vgl. Brather 2001b.

¹⁷³ Lisch 1852.

setzte sich dieser *allgemeine* Kulturbegriff in Ethnologie¹⁷⁴ und Prähistorie durch.¹⁷⁵ Bei Virchow finden sich Ansätze einer auf regionale Kulturen zielenden Auffassung, mithin eine begriffliche Weiterentwicklung: Die sich in einem bestimmten Gebiet häufenden Gesichtsurnen zeigten, „dass eine bestimmte Kultur sich hier mit einer gewissen Dauerhaftigkeit erhalten hat“.¹⁷⁶ Parallel dazu entwickelten der Norweger Olof Rygh (1833–1899) und der spätere schwedische Reichsantiquar Hans Hildebrand (1842–1913) ähnliche Vorstellungen.¹⁷⁷ Diese Suche nach treffenden Bezeichnungen bzw. Kategorien spiegelt das Bemühen wider, das immer umfänglicher werdende Quellenmaterial zu ordnen und überblicken zu können. Zwischen Prähistorie und Ethnologie vermittelte John Lubbock (Lord Avebury) (1834–1913), der statt von „Kultur“ von „Zivilisation“ sprach. Durch die Übersetzungen der Arbeiten Lubbocks wurde Tylors Kulturbegriff auch in der deutschen Vorgeschichtsforschung rezipiert.¹⁷⁸ Regional und zeitlich differenzierte „Kulturen“ konnten nun erfaßt werden, doch ein theoretisches Konzept fehlte bis in die Zeit um 1900.

Der entscheidende Anstoß für Kulturkonzepte der prähistorischen Archäologie kam von der ethnologischen „Kulturkreislehre“.¹⁷⁹ Der Begriff „Kulturkreis“ stammt von dem deutschen Ethnologen Leo Frobenius (1873–1938) (Abb. 8), der sich jedoch rasch anderen Themen und Vorstellungen zuwandte.¹⁸⁰ Frobenius bezog die Anregungen von seinem akademischen Lehrer, dem Leipziger Geographen Friedrich Ratzel (1844–1904), der sich an Bastians Auffassungen orientiert hatte.¹⁸¹ Bastian, von Hause aus Mediziner, konzentrierte sich auf „Völker“ und „Gesellschaften“ als Gegenständen der Ethnologie. Daneben erwähnte er auch „geographische Provinzen“.¹⁸² Daran anknüpfend suchte Ratzel aus dem publizierten ethnologischen Material die

¹⁷⁴ Schaffhausen 1866, 163, anerkannte die „Cultur der wilden Völker“.

¹⁷⁵ Nilsson 1868, V: keltische (!) „Culturperiode“ des „Bronzealters“ in Skandinavien; Wibel 1865: „Bronze-Cultur“; v. Cohausen 1866; Fraas 1867.

¹⁷⁶ Virchow 1870, 82 f.

¹⁷⁷ Rygh 1866, 100: Kultur der Lappen; ders. 1871; Hildebrand 1872–1880: Hallstatt-, La-Tène-, Villanova-Kultur.

¹⁷⁸ Lubbock 1865; dt. 1874.

¹⁷⁹ Auffällig sind die Parallelen zur gleichzeitigen Kritik am Historismus und einer verbreiteten Zivilisationskritik um 1900; vgl. Schleier 2000.

¹⁸⁰ Frobenius 1897/1898; 1898.

¹⁸¹ Vgl. Koepping 1983.

¹⁸² Für die Ethnologie des 19. Jahrhunderts spielten empirische Daten nur als Materialgrundlage eine Rolle, wurden die Theorien doch am heimischen Schreibtisch entwickelt; vgl. Kramer 1977.

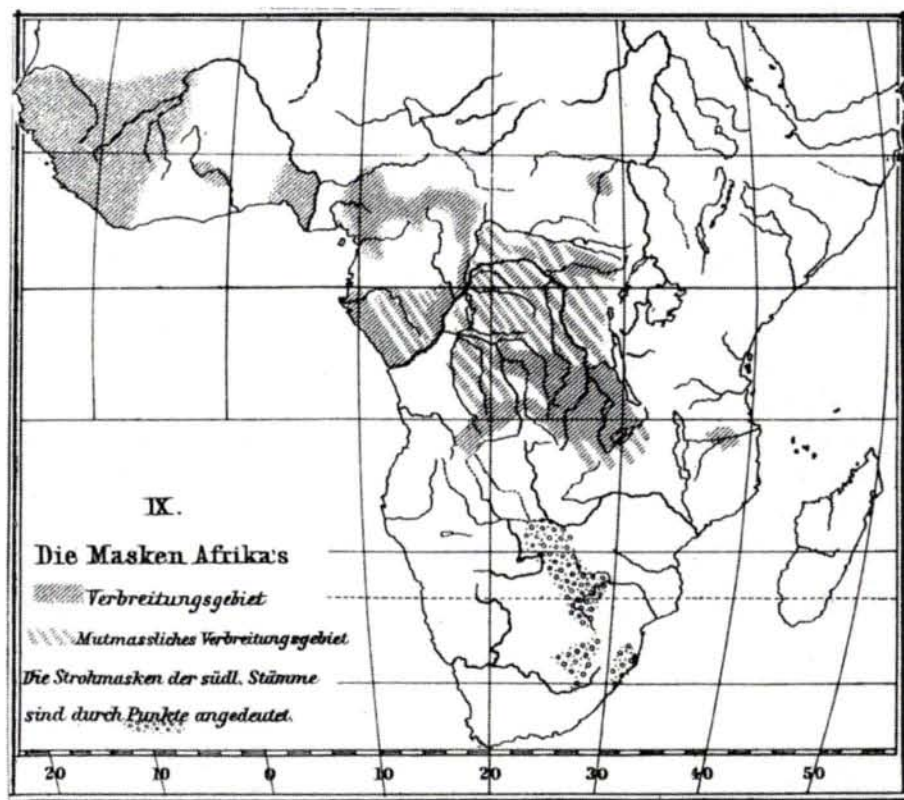


Abb. 8. „Die Masken Afrika's“. Beobachtete und vermutete Verbreitungsgebiete. Diese und ähnliche Kartierungen wurden zum Vorbild für archäologische Karten, die die Verbreitung bestimmter Typen bzw. Typenkombinationen zeigen. Über die Aussagekraft solcher Kartierungen und Probleme ihrer Interpretation wurde zunächst kaum reflektiert (nach Frobenius 1897, Taf. IX)

Verbreitung von Formen und Formenkreisen zu ermitteln und durch deren exakte Festlegung im Raum kulturgeschichtliche Beziehungen zu ergründen.¹⁸³ Erschließbare Gemeinsamkeiten sollten Friedrich Ratzel zufolge auf Migrationen zurückgehen. Kein „Volk“ sei dort entstanden, wo es heute lebe. Stärker als Ratzel achtete Frobenius auf die Kombination bestimmter Einzel-Erscheinungen gleich welcher Art und betrachtete dieses „Quantitätskriterium“ als Maß für den inneren Zusammenhang eines Kulturkreises.

¹⁸³ Ratzel 1887; 1882–1891.

Dem um 1900 von der deutschsprachigen Ethnologie ausgearbeiteten Konzept der „Kulturkreise“ lagen die zahlreichen, sehr stark angewachsenen Museumssammlungen in Europa zugrunde. Deren Materialreichtum lenkte die Aufmerksamkeit auf die materiellen Überreste und ließ deshalb ergologische Gesichtspunkte hervortreten. Das Bedürfnis, dieses ungeheure Material zu ordnen und auszuwerten, erzwang die Suche nach angemessenen wissenschaftlichen Verfahren. Damit war zugleich das Bemühen um Etablierung und Verselbständigung der Ethnologie als Wissenschaft verbunden. Die Kulturkreislehre, d. h. die Konzentration auf die räumliche Erstreckung von Kulturen, stellte eine Reaktion auf den vorangegangenen ethnologischen Evolutionismus dar. Dessen Interpretationspotential schien unzureichend, denn allein mit einer unterschiedlichen historischen bzw. zivilisatorischen Entwicklung ließen sich die deutlichen Unterschiede zwischen verschiedenen Kulturräumen nicht ausreichend erklären. Daraus ergab sich ein atomistischer Kulturbegriff, demzufolge sich „Kultur“ aus Kultur-Elementen zusammensetze und stets eine Summe dieser Elemente sei.¹⁸⁴

Die Ausformulierung der „Kulturkreislehre“ übernahmen die Frobenius-Schüler Bernhard Ankermann (1859–1943) und Fritz Graebner (1877–1934).¹⁸⁵ Beide waren „Museumsethnologen“, d. h. keine Feldforscher mit eigenen Beobachtungen vor Ort. Graebner zufolge stellt „jedes Gebiet einheitlicher Kultur“ einen Kulturkreis dar. Daneben verwandte Graebner andere Begriffe wie Kultureinheit, -bezirk, -komplex oder -form weitgehend synonym.¹⁸⁶ Von Hause aus Mediävist, berief er sich dabei explizit auf den Greifswalder Historiker Ernst Bernheim (1850–1942), der – streng empiristisch orientiert – Geschichte schrittweise aus „Tatsachen“ zu rekonstruieren suchte.¹⁸⁷ Ausschlaggebend für die Abgrenzung von „Kulturkreisen“ waren Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten in der Sachkultur. Drei Kriterien standen im Mittelpunkt: Form, Quantität und Kontinuität. Anhand der Form sollte ausgeschlossen werden, daß die Übereinstimmung durch die Form der Gegenstände bestimmt war. Das Quantitäts- und das Kontinuitätskriterium dienten der Festlegung dessen, wie weit sich ein Kulturbereich erstreckt und

¹⁸⁴ Vgl. Leroi-Gourhan 1980, 344, wonach es „diese ethnische Besonderheit [ist], durch die die banale Aufzählung von Äxten, Blasebälgen und Heiratsformeln zum Ausdruck des ‚Geistes‘ eines Volkes wird [...] sie ist ein Stil, der seinen eigenen Wert hat und die ganze Kultur der Gruppe durchtränkt“.

¹⁸⁵ Ankermann 1905; Graebner 1905; 1911. Vgl. Zimmerman 2001, 201–216.

¹⁸⁶ Graebner 1911, 125–151.

¹⁸⁷ Bernheim 1907; 1889.

wo sein Schwergewicht liegt. Dieser Ansatz war primär geographisch, weniger inhaltlich orientiert. Das von Beginn an ohne wirkliche theoretische Fundierung existierende Kulturkreis-Konzept war einseitig auf die Sachkultur ausgerichtet und vernachlässigte soziostrukturelle und geistige Aspekte.¹⁸⁸ Ihm lag eine partikularistische Methode zugrunde, die einzelne Elemente der Sachkultur lediglich addierte. Kartierungen waren ein wesentliches Hilfsmittel der Darstellung und Erklärung, statt daß nach inneren Zusammenhängen und Strukturen von Kultur(en) gefragt wurde. Insofern war Kulturgeschichte im späten 19. Jahrhundert (sowohl in der Ethnologie als auch in der Prähistorie) vor allem „Inventargeschichte“¹⁸⁹, die sich der Typologie als Klassifizierungsmethode bediente. Die Vorstellung, die Summierung der Einzelphänomene lasse eine Verdichtung im Raum und Kombinationsformen erkennen, deutet darauf hin, daß Kulturen als geschlossene Einheiten angesehen wurden. Dazu trug die (aus empirischen und forschungspraktischen Gründen erforderliche) Beschränkung der Feldstudien auf kleinräumige Analysen wesentlich, wenn auch unerschwinglich, bei.

Dieses materiell ausgerichtete Kultur-Modell bot sich für die Übernahme in die prähistorische Archäologie geradezu an. „Kulturkreis“, „Kultur“ oder „Kreis“ schienen an lebenden Völkern beobachtete und dadurch erklärte Phänomene, so daß sie sich offensichtlich problemlos auf „tote“ Kulturen übertragen ließen.¹⁹⁰ Die beiden benachbarten Disziplinen befanden sich in einer ähnlichen Phase ihrer Entwicklung als Wissenschaft, besaßen ein vergleichbares Quellenmaterial und bedurften beide eines verlässlichen methodischen Instrumentariums. Ethnologisches Kulturelement und archäologischer Typ besaßen räumliche Verbreitung und ließen sich daher als Formenkreise und Typenkarten darstellen. Ähnliche Verbreitungen dienten beiden Wissenschaften zur Formulierung von Kultur(kreis)en. Dieser Begriff von „Kultur“ wurde meist nicht explizit erläutert, aber von ethnologischen und archäologischen Autoren weithin gebraucht – und zwar in einem anhand der Literatur nicht unmittelbar erkennbaren Umfang. In der prähistorischen Literatur ist diese Formenkreisidee zum ersten Mal wohl bei Alfred Götze (1865–1948) nachzuweisen, der von der „Kultur der Bandkeramik“ schrieb.¹⁹¹ Beide Disziplinen sahen dabei häufig die kulturelle Entwicklung in Analogie zur biologischen Evolution verlaufen: Herbert Spencer (1820–1903) war prägend für

¹⁸⁸ K. E. Müller 1993, 215.

¹⁸⁹ Mühlmann 1964, 164.

¹⁹⁰ Zuerst Virchow 1869.

¹⁹¹ Götze 1891.

die evolutionistischen Vorstellungen in den Sozialwissenschaften, obgleich sein Modell nicht darwinistisch, sondern lamarckistisch ausgerichtet war. Ihm zufolge sollten Adaption und deren Weitergabe, jedoch nicht Selektion (auf der Grundlage von Variation) den evolutionären Wandel kennzeichnen.¹⁹²

Das – sieht man von Modifikationen ab – bis heute gebräuchliche archäologische Kulturkonzept wurde im wesentlichen durch Kossinna¹⁹³ und Vere Gordon Childe (1892–1957)¹⁹⁴ formuliert. Beide gelten aufgrund ihrer „Bemühungen um eine theoretische Grundlegung der Vorgeschichte“ als „Klassiker unseres Faches“, während sie mit anderen Äußerungen mitunter auf scharfe Kritik stießen.¹⁹⁵ Beide faßten im Grunde jedoch nur latent vorhandene Vorstellungen der Archäologie in einprägsame Formulierungen. Kossinnas Grundsatz, der vor allem ein Glaubenssatz und keine begründbare Methode war, lautete: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern oder Völkerstämmen“.¹⁹⁶ Dabei verwendete Kossinna bevorzugt den Begriff der „Kulturgruppe“, wenn er auf den ethnischen Hintergrund seiner Interpretationen aufmerksam machen wollte. Seine grundsätzliche Abneigung gegen ethnologische Analogien weist darauf hin, daß Kossinna dieses Konzept eher aus der volkskundlichen, anthropologischen und auch geschichtswissenschaftlichen Debatte des 19. Jahrhunderts als direkt aus der Ethnologie bezog.¹⁹⁷ „Negerstämme“ und polynesische Inselvölker konnten in seinem Verständnis die „altgermanische Kulturhöhe“ nicht erklären. Meist handelte es sich um Kartierungen von Einzelobjekten, die Kossinna zur Abgrenzung verschiedener „Kulturen“ bzw. „Völkerstämme“ usw. benutzte. Daher blieb sein (als „Siedlungsarchäologie“ apostrophiertes) Vorgehen in denselben Bahnen wie die ethnologischen Kulturkreiskonzepte, und Kossinna berücksichtigte allein die „germanische Prähistorie“ (Abb. 9).¹⁹⁸

Seit den 1920er Jahren wurde daraufhin der Begriff „Kultur“ in der archäologischen Literatur auf breiter Front verwendet¹⁹⁹ und als Synonym für

¹⁹² Vgl. Rindos 1984, 62–69.

¹⁹³ Kossinna 1911; 1914.

¹⁹⁴ Childe 1925; 1926; 1929; 1950; 1958. Vgl. The archaeology of V. Gordon Childe 1994.

¹⁹⁵ Veit 1984, 328; vgl. MacNairn 1980; Lech 2000.

¹⁹⁶ Kossinna 1911, 3; modifiziert ders. 1926, 21: „Streng umrissene, scharf sich heraushebende, geschlossene archäologische Kulturprovinzen fallen unbedingt mit bestimmten Völker- oder Stammesgebieten zusammen“.

¹⁹⁷ Meinander 1981, 108.

¹⁹⁸ Brather 2001c.

¹⁹⁹ Beispiele bei Meinander 1981, 102–107.

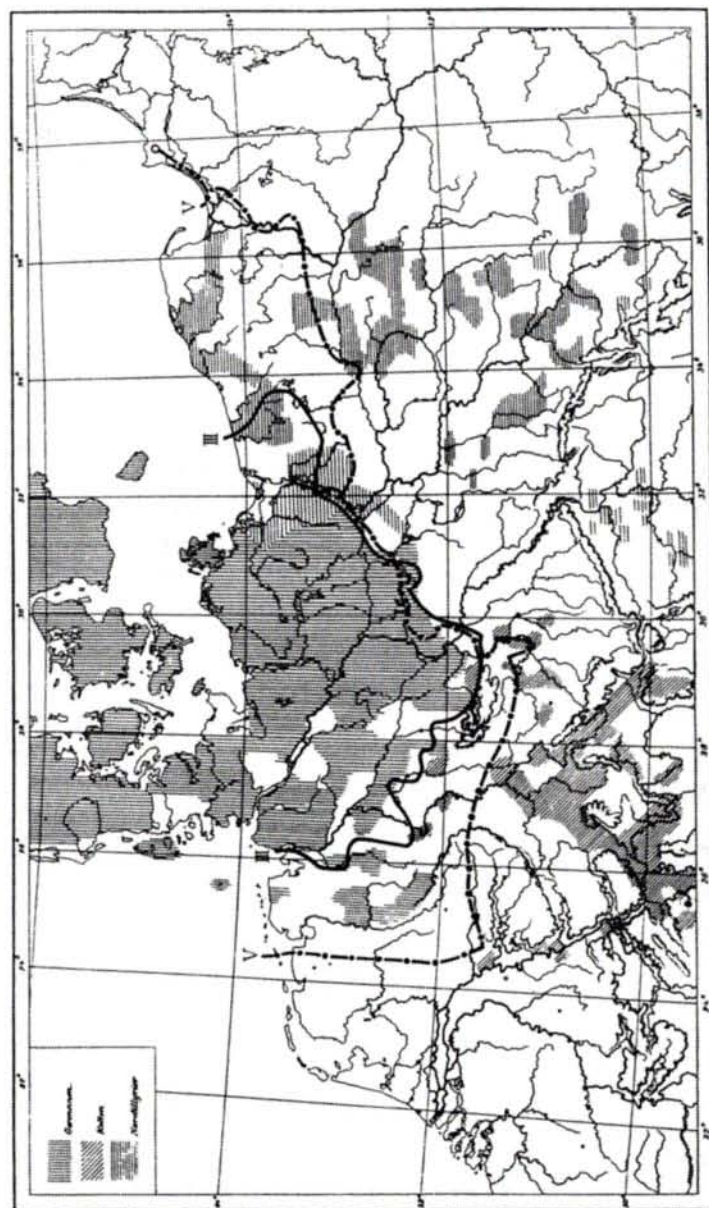


Abb. 9. Vermintliche „Ausbreitung“ der Germanen in der Bronzezeit. Die Flächenschraffuren kennzeichnen die „Siedlungsräume“ während der Periode II, während die verschiedenen Linien eine nach Süden gerichtete „germanische Expansion“ von Periode III bis V darstellen. Die Zuschreibung der „Kulturen“ entbehrt nicht einer gewissen Beliebigkeit, wie Kossinna gelegentlich wechselnde Zuschreibungen belegen (nach Kossinna 1926, Abb. 52)

Völker verstanden.²⁰⁰ Childe bemühte sich, dem von Kossinna übernommenen atomistischen Kulturbegriff innere Struktur und Stringenz zu verleihen, indem er die Kombination von Belegen möglichst verschiedener Lebensbereiche als Kriterium der Geschlossenheit einführte: „Such a complex of regularly associated traits we shall term a ‚cultural group‘ or just a ‚culture‘. We assume that such a complex is the material expression of what would to-day be called a ‚people‘. Only when the complex in question is regularly and exclusively associated with skeletal remains of a specific physical type would we venture to replace ‚people‘ by the term ‚race‘“.²⁰¹ Zwar sah also Childe mitunter die Identifizierung dieser „Kulturen“ mit „Völkern“ oder „Rassen“, wie sie Kossinna vortrug, als Problem, doch vermochte auch er sich nicht aus diesem Interpretationsrahmen zu befreien (Abb. 10). Sein Versuch zur Rettung des Kulturkonzepts offenbart die Verknüpfung mit dem nationalen Diskurs und dessen romantischen Hintergrund. Diese Fixierung auf „Kulturen“ als „Völker“, verbunden mit einer deutlichen Wendung zum Diffusionismus (nach dem Beispiel der ahistorischen Ethnologie), bedeutete gleichzeitig eine Abkehr von den urgeschichtlichen Perioden²⁰² und damit von der historischen Perspektive. Nachdem die Ethnologie die Kulturkreisauffassungen schon weitgehend aufgegeben hatte, folgte Oswald Menghin mit seiner wichtigen *Weltgeschichte der Steinzeit* einer schon weitgehend überholten Konzeption.²⁰³

In der deutschsprachigen Ethnologie blieb das Kulturkreismodell bis in die 1930er Jahre bestimmend. Ihren Höhepunkt erreichte die sogenannte „Wiener Schule“ unter Wilhelm Schmidt (1868–1954), Pater der *Societas Verbi Divini*. Die Suche nach „Urkulturen“ und einem (monotheistischen) „Urglauben“, die auf einer partikularistisch-isolationistischen Betrachtung beruhte, blieb letztlich erfolglos. Positiv ist dieser Forschungsrichtung der Nachweis anzurechnen, daß auch einfache, schriftlose Gesellschaften eine Geschichte besitzen und seit jeher in weitreichenden kulturellen Austauschverhältnissen standen. Die Erweiterungen der ethnologischen Kenntnisse zeigten schließlich immer deutlicher, daß das Kulturkreiskonzept entweder empirisch unhaltbar oder aber zu weiträumig und vage angelegt war, um als wissenschaftli-

²⁰⁰ Die Parallelisierung von „Volk“ und „Kultur“ (im umfassenden Sinne) trifft auch auf bestimmte Bereiche der Geschichtswissenschaft und der Namenforschung zu, wie an Bezeichnungen wie „Kulturraum(forschung)“ oder „Volksboden“ deutlich wird; vgl. Petri 1937; Bach 1969; Fahlbusch 1994.

²⁰¹ Childe 1929, V–VI.

²⁰² Daniel 1988, 225–227.

²⁰³ O. Menghin 1931.

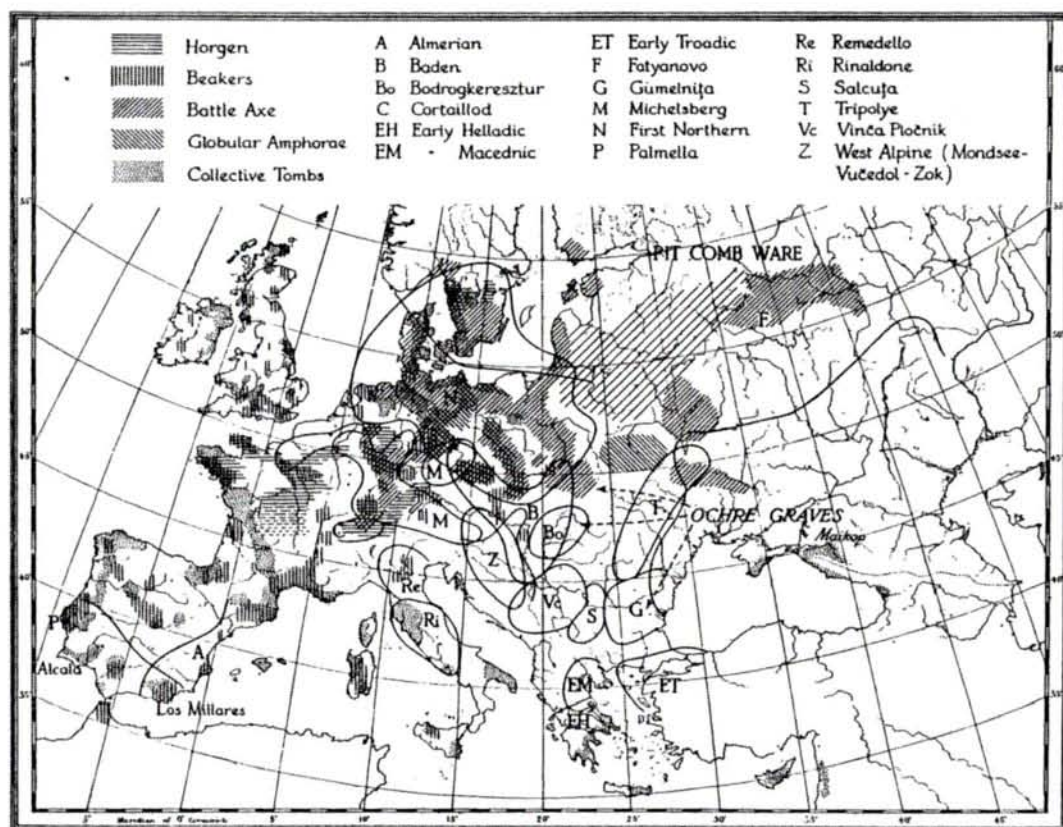


Abb. 10. Vielfalt jungneolithischer „Kulturen“ in Europa („Periode III: Becher- und Streitaxtkulturen“). Die Kartierung zeigt geradezu einen „Flickenteppich“ kultureller Regionalgruppen. Childe versuchte mit dieser und weiteren kartographischen Darstellungen, die regionale Vielfalt der archäologischen Funde des Neolithikums in ein klassifikatorisches System zu bringen. Die dabei entstehenden Abgrenzungen bilden dabei begründete und hilfreiche wissenschaftliche „Konstruktionen“ innerhalb eines kulturellen Kontinuums. Überschneidungen weisen darauf hin, daß wechselseitige „Einflüsse“ eine klare Trennung unmöglich machen. „Weiße Flecken“ belegen meist keine Siedlungsleere, sondern unsichere Zuordnungen aufgrund zu weniger charakteristischer Typen(kombinationen). Eine solche Kartierung kann nicht prähistorische „Wir-Gruppen“ darstellen, sondern lediglich eine zeitliche und räumliche Ordnung in das archäologische Material bringen (nach Childe 1957, 351 Karte IIIb)

che Kategorisierung hilfreich zu sein. Ähnliche Ansätze, wie sie innerhalb der Kulturkreislehre vertreten wurden, kennzeichneten auch die US-amerikanische „Kulturareallehre“ seit den 1920er Jahren. Diese maßgeblich von Franz Boas (1858–1942) vertretene Richtung berücksichtigte die Binnendifferenzierung von Kulturen sowie die Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie in erheblich stärkerem Maße.²⁰⁴ Beide Strömungen – Kulturkreis- und Kulturareallehre – sammelten in historistischer Weise zwar Tatsachen, blieben aber letztlich ahistorisch, da sie die räumliche Dimension regionaler Kulturen in den Mittelpunkt rückten und damit zugleich zeitlichen Wandel und Dynamik unterschätzten. Deshalb widmeten sich diffusionistische Strömungen in der Folgezeit stärker einem historischen Blickwinkel, bevor Funktionalismus und Strukturalismus (wieder?) die Funktionsweisen und inneren Zusammenhänge von Kultur(en) hervorhoben.

Mit diesen auf die *materiellen* Überreste konzentrierten Konzepten und Vorstellungen waren Ethnologie und Prähistorie von der politischen Historiographie „abgekoppelt“. Der gewissermaßen „elitäre“, d. h. auf die Ideenwelt bezogene und damit „nichtmaterielle“ Kulturbegriff war um 1900 allgemein verbreitet. Anstelle des positivistischen Fortschrittsglaubens dieser Disziplinen gelangten Philosophen zu (kultur)pessimistischen Konzepten.²⁰⁵ „Kultur“ bezog sich auf „die Vorstellungen, Wünsche und Programme hinsichtlich des geistigen Lebens der Nation“.²⁰⁶ Aus dem „Zuständigkeits-Konflikt“ zwischen Belanglosigkeiten klassifizierenden Antiquaren und politische Geschichte schreibenden Historikern²⁰⁷ resultierte wohl auch die Geringschätzung letzterer gegenüber der (volkstümelnden) Prähistorie, wie sie in manchen indirekt belegten Äußerungen Theodor Mommsens durchscheint.²⁰⁸ Anders erschienen die antiken (Hoch-)„Kulturen“²⁰⁹, wozu nicht nur die gymnasial vermittelte antike Literatur und Philosophie, sondern auch die ausgegrabenen „klassischen“ Monumente beitrugen. Der Leipziger Historiker Karl Lamprecht (1856–1915) wandte sich als einer der wenigen mit seinen Vorstellungen von „Kulturgeschichte“²¹⁰ gegen die Unterscheidung von

²⁰⁴ K. E. Müller 1993, 218 f.; Bunzl 1996; vgl. Boas 1940.

²⁰⁵ Mühlmann 1968, 140.

²⁰⁶ Eckert 1970, 100.

²⁰⁷ Momigliano [1950] 1995, 141–144.

²⁰⁸ Seger 1911, 58.

²⁰⁹ Meyer 1884: „die ägyptische Kultur“, „die griechische Kultur“ usw.; Burckhardt 1860; 1898–1902.

²¹⁰ Lamprecht 1900. Vgl. Schorn-Schütte 1984; Chickering 1993; Kultur und Kulturwissenschaften 1989; 1997.

geistiger und materieller Kultur²¹¹ und gegen eine reine Politikgeschichte, konnte sich aber nicht durchsetzen und wurde weithin abgelehnt. „Kulturkritik“ und Dekadenzfurcht prägten statt dessen die Vorstellungen der „deutschen Mandarine“ zwischen 1890 und 1920.²¹²

c) Gegenwärtige Konzepte der „archäologischen Kultur“

Heute konkurrieren zwei gegensätzliche Konzepte bzw. Auffassungen der „archäologischen Kultur“ miteinander, die weiterhin eine der zentralen Kategorien prähistorischer Forschung darstellt.²¹³ Mit diesem klassifizierenden Begriff werden regionale Gruppierungen beschrieben. Die Diskussion um diese Bezeichnung und ihre Verwendbarkeit konzentriert sich auf Mitteleuropa, während sie im englischsprachigen Bereich eher ein peripheres Dasein fristet.²¹⁴ Der dortige Kulturbegriff der *New Archaeology* sieht „Kultur“ in funktionalistischer Weise als Anpassung menschlicher Gesellschaften an die jeweiligen Umwelt- und Lebensbedingungen. Aus dieser Sicht erscheint „Kultur“ fast nur noch als Reflex natürlicher Voraussetzungen. Die relative Unabhängigkeit und Eigenständigkeit von Kulturen und Gesellschaften und damit historische Entwicklungen bleiben so weitgehend ausgeblendet. Es gibt keine grundlegenden Unterschiede hinsichtlich des methodischen Vorgehens, wie das archäologische Material aufgenommen und gegliedert wird. Lediglich die terminologische und historische Aussagekraft des Kulturkonzepts selbst ist Gegenstand des Disputs. Handelt es sich bei einer „archäologischen Kultur“ um eine ehemals tatsächlich vorhandene, den Zeitgenossen möglicherweise auch bewußt gewesene Gruppierung oder lediglich um ein klassifikatorisches Hilfsmittel der Forschung?

Eine Richtung sieht in Fortführung der seit dem 19. Jahrhundert entwickelten Kulturauffassung durch „archäologische Kulturen“ „konkrete historische Gemeinschaften in Zeit und Raum“²¹⁵ repräsentiert. Diese Auffassung

²¹¹ Lamprecht 1896, 11 f.

²¹² Ringer 1987, 229–272.

²¹³ Vgl. das thematische Heft der Zeitschrift *Archaeologia Polona* 34, 1996: „The concept of archaeological cultures“; Hachmann 1987; Brather 2001b; Tabaczyński 1996; 2000; Angeli 2002.

²¹⁴ Bernbeck 1997, 26–30, konzentriert auf die angloamerikanische und skandinavische Diskussion, erwähnt die „archäologische Kultur“ nur am Rande, ohne sie als methodisches Problem zu erörtern. – Vgl. J. Thomas 1996; 1999

²¹⁵ Lichardus 1991, 13; ebenso Jahn 1953, 7 f., in Verteidigung seines Lehrers Kossinna, wobei Jahn dessen „siedlungsgeschichtliche Methode“ zutreffender als „völkergeschichtliche“ Me-

basiert auf der Vorstellung, jene Gemeinschaften hätten als „geschlossene Systeme“ existiert und sich deshalb von den benachbarten „Stämmen“ scharf in den wesentlichen Lebensbereichen unterschieden. Hinter der „Geschlossenheit“ der Sachkultur wird zugleich eine soziale Geschlossenheit der Population(en) erwartet und vorausgesetzt. Die zeitliche Perspektive, die doch Entstehung, „Blüte“ und Untergang jeder „Kultur“ umfassen müßte, tritt dahinter weit zurück. Damit erscheinen „Kulturen“ recht statisch und der historisch interessante Wandel vernachlässigt.

Erscheint eine „archäologische Kultur“ nicht derart abgeschlossen und die gesamte Sachkultur umfassend, bereitet die Interpretation methodisches Unbehagen. Die wenigen Charakteristika der „Glockenbecher-Kultur“ kommen beispielsweise meist mit anderen Elementen gemeinsam vor. Deshalb wurde kürzlich vorgeschlagen, die Bezeichnung „Kultur“ durch „Glockenbecher-Phänomen“ zu ersetzen, um einerseits die weite Verbreitung dieser Elemente und andererseits die kulturelle Heterogenität zu beschreiben. Die nunmehrige Interpretation des „Phänomens“ zielt auf eine die Sachkultur dominierende und durchdringende „Ideologie“ oder allumfassende Vorstellungswelt, der die Glockenbecher-Elemente sämtlich verpflichtet seien.²¹⁶ Auch dieser Ansatz setzt homogene Kulturen voraus, denn das „Glockenbecher-Phänomen“ erscheint als seltene (heterogene) Ausnahme von der Regel. Einen anderen Weg verfolgt die *postprocessual* oder *contextual archaeology*. Sie sucht die Artefakte in ihrem jeweiligen Kontext zu lesen und zu verstehen – und damit Kultur primär als Bedeutungsgeflecht zu interpretieren.²¹⁷ Damit richtet sich der Blick zwar im Anschluß an die ethnologische Forschung verstärkt auf die Innensicht von „Kulturen“, doch bleiben auch hier *regelmäßige* Kombinationen entscheidend, die schließlich wiederum zu mehr oder weniger homogenen Gruppierungen führen.

Die für Völkerwanderungszeit und frühes Mittelalter jüngst beschriebenen „Kulturmodelle“ zeigen einerseits konzeptionelle Anleihen bei einem semiotischen, auf „Bedeutungen“ zielenden Kulturbegriff und gehen andererseits dennoch von homogenen Verhältnissen aus. Diese ethnisch spezifischen Kulturmodelle beschränken sich auf die Grabausstattungen, die als unmittelbarer Ausdruck „traditioneller“ ethnischer Zuordnung interpretiert werden.²¹⁸

thode charakterisierte, „da es ihr Ziel ist, die Entwicklung und Geschichte der Völker auf Grund der Bodenfunde zu erforschen“. Vgl. Mongait 1985, 55–83, zum Verhältnis von „Kultur“ und „Ethnos“ aus Sicht der sowjetischen Archäologie.

²¹⁶ Das Glockenbecher-Phänomen 1995; vgl. Kap. VII,20,a.

²¹⁷ Hodder 1982; 1991, 121–155.

²¹⁸ Bierbrauer 1996, 110–112; Siegmund 2000, 253–293, 301–313.

Auch diese „Modelle“ stellen einen Ausschnitt dessen dar, was im allgemeinen als „archäologische Kultur“ bezeichnet wird. Sowohl hinsichtlich „unverfälschter Kulturmodelle“ von „Germanen“ und „Romanen“ als auch der Unterscheidung von „Franken“ und „Alemannen“ bleibt offen, ob eine solche Dichotomie der gemeinsamen Lebenswelt gerecht wird. Denn diese Gruppen standen sich nicht als homogene und distinkte Blöcke einander gegenüber, sondern vollzogen zusammen die Entwicklungen und Neuansätze des 5. bis 7. Jahrhunderts.

Das von Childe eingeführte „Geschlossenheitskriterium“ folgt den Vorstellungen des 19. Jahrhunderts und der Kulturkreislehre (Quantitäts- und Kontinuitätskriterium). Nur die Kombination *regelmäßig* miteinander verbundener Belege aus verschiedenen Lebensbereichen ließe sich als dann homogene, scharf umgrenzte „archäologische Kultur“ ansehen, die aufgrund dieser Charakteristik als Überbleibsel eines untergegangenen „Volkes“ gelten dürfe. Childes vermeintlicher Ausweg aus dem methodischen Dilemma erweist sich daher zugleich als Weg zurück zu romantischen Vorstellungen: „Wenn wir Nationen, Gesellschaften oder Kulturen als nach innen homogene und nach außen isolierte, ausgestanzte Objekte ausgeben, entsteht ein Modell von Welt, das einem globalen Billardtisch gleicht, auf dem die einzelnen Kulturkreise wie harte, runde Billardkugeln aneinanderklacken und sich gegenseitig in Bewegung setzen.“²¹⁹ Damit befindet man sich im deutlichen Widerspruch zu heutigen ethnozoologischen Modellen, die die Binnendifferenzierung von Gesellschaften und deren heterogene Veränderung betonen.

Ein zweiter, grundlegend anderer Ansatz betrachtet „archäologische Kulturen“ lediglich als deskriptiven Ordnungsbegriff, mit dessen Hilfe das Fundmaterial aufbereitet wird. Dies liegt schon deshalb nahe, weil viele „archäologische Kulturen“ wie z. B. im mitteleuropäischen Neolithikum primär Keramikstile erfassen. Manche vor 50 oder 100 Jahren definierte archäologische Kultur ließe sich nach heutigem Wissensstand anders abgrenzen (z. B. Pfyn- und Altheimer Kultur sowie die dazwischenliegende Pfyn-Altheimer Gruppe²²⁰ oder die mitteldeutschen „Becherkulturen“²²¹), und auch die diffusen „Übergangsbereiche“ zwischen „archäologischen Kulturen“ zeigen, daß dieses Konzept keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann. Deshalb sollte man „aus heuristischen Gründen [...] ‚die reale Existenz von Kulturen‘ in Abrede stel-

²¹⁹ Wolf 1991, 22; vgl. Herder [1774] 1891, 509.

²²⁰ Vgl. Wotzka 2000, 65.

²²¹ Vgl. Kap. VII,20,a.